



Wiener City
Literaturwettbewerb 2012



UTOPIA

WEGE IN DIE ZUKUNFT

*Texte der Finalistinnen
und Finalisten*

Herausgegeben von Christoph Braendle

GRUSSWORT

Wer dieses Buch in Händen hält, erlebt Literatur, Texte, die sich kritisch, humoristisch, bisweilen sarkastisch, getragen von einem Gefühl der Wahrhaftigkeit und großer Sensibilität mit unserer Vergangenheit und Gegenwart, mit den Lebens- und Erfahrungswelten junger Menschen und auch mit Perspektiven unserer Zukunft auseinandersetzen.

Das Besondere daran: Es sind Arbeiten von Schülerinnen und Schülern, die an dem von mir unterstützten Wiener City Literaturpreis 2012 teilgenommen haben.

Ihre Arbeiten sind der gelungene Versuch, die immer wieder beklagte Sprachlosigkeit unserer Gesellschaft zu überwinden, zu beweisen, dass digitale Demenz kein unausweichliches Schicksal ist und, dass junge Menschen, allen PISA-Studien zum Trotz, alles andere als sprachlos sind.

Es war ein großes Erlebnis, als hervorragende Schauspielerinnen und Schauspieler des Burgtheaters, des Volkstheaters und der Josefstadt die Texte der Schülerinnen und Schüler vortrugen. Aber das ist ein flüchtiges Ereignis. Dass es nun gelungen ist, diese Arbeiten auch in Buchform zu veröffentlichen, ist ein großer Erfolg. Dazu muss gratuliert werden – den jungen Autorinnen und Autoren, ihren Professorinnen und Professoren und vor allem dem Kurator des Projekts, dem Schriftsteller Christoph Braendle, der aus der Idee ein zukunftssträchtiges Projekt entwickelt hat. Ich wünsche mir sehr, dass dieses Pilotprojekt weiterleben und wachsen möge.

Ihnen und Euch Freude am Lesen und am Schreiben.

Ursula Stenzel



Wiener City
Literaturwettbewerb 2012

UTOPIA

WEGE IN DIE ZUKUNFT

*Texte der Finalistinnen
und Finalisten*

Herausgegeben von Christoph Braendle

IMPRESSUM

Utopia, Wege in die Zukunft. Texte der Finalistinnen und Finalisten.
Herausgegeben von Christoph Braendle.

Umschlaggestaltung und Satz: zwo / www.buerozwo.at

Druck im Auftrag der SOKO-Lesen im Stadtschulrat für Wien.

© 2013 City-Festivals – Verein zur Förderung urbaner Kultur, Wien

Gefördert von der Kulturkommission Wien 1 und dem Stadtschulrat für Wien.

KULTUR
INNERE STADT


stadtschulrat
für wien

INHALTSVERZEICHNIS

ZUM GELEIT <i>von Christoph Braendle</i>	8
ES IST SOMMER/EINE ANDERE GESCHICHTE <i>von Franziska Dienstl</i>	11
GRÜNER HORIZONT <i>von Fabian Dietrich</i>	13
PLANET GLAUCULUS <i>von Valerie Kloss</i>	21
SCHRITTE NACH UTOPIA <i>von Anna Lea</i>	27
ICH PACKE MEINEN KOFFER ... <i>von Heidi Obermeyer</i>	32
SO WAR ES IMMER, SO WIRD ES IMMER SEIN <i>von Jana Podbelsek</i>	40
EIN CHAT MIT DER ZUKUNFT UND DER VERGANGENHEIT <i>von Agnes-Hannah Salzer</i>	43
EQUILIBRIUM <i>von Michael Schmatzberger</i>	46
DAS WUNDER <i>von Sophie Steiner</i>	50
WERTEWANDEL ALS AUSWEG <i>von Dominik Stütz</i>	54

ZUM GELEIT

In unserem Literaturbetrieb ist es üblich, dass die Arbeiten berühmter Autorinnen und Autoren von den besten Sprecherinnen und Sprechern vorgetragen werden, während Anfängerinnen und Anfänger ihre Werke selbst und mit meist ungenügenden Mitteln präsentieren müssen. Dadurch entsteht der Eindruck eines enormen Qualitätsunterschieds. Was zum literarischen Kanon gehört, darf glänzen, während das Unbekannte bemüht und unausgereift zu wirken hat. Diese Schieflage will der Wiener City Literaturwettbewerb konterkarieren. Er möchte den Werken junger Talente eine Bühne verleihen, die den Wert ihrer Arbeiten ins rechte Licht rückt. Er will, dass ihren ersten literarischen Versuchen mit dem nötigen Respekt begegnet wird.

So fordert der Wiener City Literaturwettbewerb Schülerinnen und Schüler von Wiener Oberstufenschulen auf, Texte einzureichen, und er lässt die besten Kurzgeschichten von hervorragenden Schauspielerinnen und Schauspielern vor allem des Burgtheaters im Rahmen von Halbfinal- und Finalveranstaltungen öffentlich präsentieren.

Das Konzept ist schlüssig. Trotzdem beherrschte Ungewissheit den Beginn. Wie viele Schülerinnen und Schüler werden teilnehmen wollen, wie wird die Qualität der Texte sein? Wird sich die Abwicklung des Wettbewerbs übers Internet bewähren? Werden sich genügend Sponsorinnen und Sponsoren finden, werden die Schulen uns unterstützen? Wir Initianten und Organisatoren des Wiener City Literaturwettbewerbs – Ursula Stenzel, Margit Riepl, Christian Hoppe und ich – waren nervös. Als die ersten Einreichungen eintrafen, atmeten wir auf. Ja, das Interesse bestand, und ja, die Abwicklung übers Internet funktionierte erstaunlich reibungslos. Auch die Beschränkung auf die acht höheren Schulen des Ersten Bezirks erwies sich als vernünftig. Wir wollten Erfahrungen sammeln, bevor der Wettbewerb über die Grenzen des Ersten Bezirks hinaus ausgeschrieben werden würde.

43 Schülerinnen und Schüler schickten uns kurze Texte ein zum Thema „Utopia – Wege in die Zukunft“. Wir hatten dieses Thema gewählt, weil

Utopie in den letzten Jahren als literarisches Thema ziemlich unbedeutend geworden ist und weil wir gerade jungen Leuten die Beschäftigung mit der Zukunft zutrauten. Wir waren fasziniert, wie unterschiedlich die jungen Autorinnen und Autoren die Fragestellung angingen, und wir waren hochofrend, als wir merkten, in welchem Ausmaß ihre Arbeiten gelesen und bewertet wurden: Zehntausende von Zugriffen auf unsere Website, Tausende, die bei den Abstimmungen mitmachten.

Dreiundvierzig Kürzestgeschichten erreichten uns schließlich, und es wurde schnell klar, dass die Auswahl schwierig werden würde und dass mit den typischen Ungerechtigkeiten eines Wettbewerbs zu rechnen sei, als es darum ging, das Teilnehmerfeld auf zwanzig zu reduzieren. Aber wir hatten die Entscheidung, die dem öffentlichen Voting und der Beurteilung der Jury entsprang, zu akzeptieren, und wir akzeptierten sie umso leichter, als wir sahen, mit welcher Ernsthaftigkeit sich die Jury mit den Arbeiten der jungen Talente auseinandersetzte.

Die zwanzig Finalistinnen und Finalisten besuchten im Oktober eine Schreibwerkstatt, die zu leiten ich die Ehre und Freude hatte. Ich lernete die jungen Autorinnen und Autoren näher kennen, ich diskutierte mit ihnen Utopien und Dystopien, besprach die Texte, die sie jetzt zu verfassen hatten, wies auf Schwächen hin, hob Stärken hervor und gab den einen und anderen Hinweis, in welche Richtung sich eine Erzählung entwickeln könnte, um noch prägnanter und noch eindringlicher zu werden.

Schon war Zeit für die beiden Halbfinale. Den vielen guten Texten und den großartigen Schauspielerinnen und Schauspielern ist zu verdanken, dass diese Lesungen – im Theatersaal des Schottengymnasiums und im Festsaal des Akademischen Gymnasiums – zu erinnerungswürdigen Ereignissen wurden; und mehr noch: dass sie die Einzigartigkeit dieses Wettbewerbs belegten und unterstrichen. Andrea Clausen, Sona Macdonald und Babett Arens und Daniel Jesch, Markus Hering und Jürgen Maurer verliehen den Texten mit ihrem enormen Können und mit ihrer großartigen Sprachbeherrschung den Glanz, den sie verdienen.

Am 28. November 2012 kam es im Kasino des Burgtheaters am Schwarzenbergplatz zum Finale der besten zehn. Dorothee Hartinger, Alexandra Henkel, Markus Meyer und Cornelius Obonya interpretierten die Texte so, dass der Abend zu einem glänzenden Ereignis wurde. Verdiente Siegerin sowohl des ersten Wiener City Literaturwettbewerbs als auch des Publikumspreises wurde Jana Podbelsek mit ihrer wunderschön eindringlichen Erzählung „So war es immer, so wird es immer sein“.

Und jetzt halten Sie dieses Bändchen mit den Kurzgeschichten der zehn Finalistinnen und Finalisten in den Händen. Es wird hoffentlich das erste einer langen Reihe sein. Es belegt, was uns allen im Verlaufe dieses Wettbewerbs klar geworden ist: Unter den jungen Leuten gibt es enorme literarische Talente, und es gibt eine Sprachmächtigkeit, die erstaunlich ist. Vielleicht wird die eine und der andere später einmal den Beruf des Schriftstellers wählen, vielleicht wird das Leben aber ganz andere Wege wählen. Es spielt keine Rolle. Entscheidend ist, dass Talente wahrgenommen und respektiert werden und dass ihnen die Möglichkeit geboten wird, sich zu entfalten.

In diesem Sinne freue ich mich auf den Wiener City Literaturwettbewerb 2013. Er wird allen Wiener Oberstufenschülerinnen und -schülern offenstehen.

Christoph Braendle

ES IST SOMMER / EINE ANDERE GESCHICHTE

von Franziska Dienstl

Es ist Sommer. Überall sind bunte Farben zu sehen. Es gibt grünes, pestizidverseuchtes Gras, sowohl echte als auch abgedruckte Blumen und große, geschmacklos gemusterte Hüte, die auf Köpfen von Frauen thronen, die sich anscheinend wie 16 fühlen, aber doch eher nach 60 aussehen. Die Menschen, die die Hitzemonate des Saturns in dieser Urlaubsoase verbringen, könnte man eigentlich als ignorant abstempeln. Sie sitzen in teuren 86-Düsen-Whirlpools oder aalen sich auf echten Gorkowskaja-Ziegenlederliegestühlen, während auf dem durchschnittlich 1.657 Millionen Meter entfernten, wertlosen Gesteinshaufen arme Seelen versuchen, gerade so zu überleben. Aber man hat es in der Geschichte der Menschheit ja nie anders gemacht: Wegschauen ist die beste Strategie.

Von Weitem betrachtet herrscht um die Poollandschaft ein quirliges Treiben, Kinder wuseln zwischen inselartigen Gruppierungen gestresster Erwachsener umher. Aber bei genauerem Hinsehen erkennt man das ein oder andere bekannte Schema, um nicht zu sagen Klischee. Da wäre die gestresste Mutter, die versucht, ihre Kinder heimlich in eine andere Gruppe voller Quälgeister einzuschleusen, während der Vater schnarchend seine Haut dem Krebs aussetzt. Oder der alte Mann, dem die Haare sogar zwischen den Zehen zu wachsen scheinen und der heute schon die gefühlte hundertste Zeitung liest. Auf einer Sprudelliege hätten wir das frisch verliebte Pärchen, das sich dem Anschein nach sehr zurückhalten muss, sich nicht die ohnehin spärliche Badekleidung vom Leib zu reißen. Und ein paar Meter weiter isst ein stolzes Kind gerade seinen selbst gebackenen Sandkuchen, weil die junge Mutter zu beschäftigt ist, ihren Freundinnen per SMS von ihrem neuem Monokini mit passendem Sarong und dem superscharfen Typen auf der Liege gegenüber zu erzählen. Diese Menschen haben es leicht, sie müssen sich um nichts Sorgen machen. Die in der damaligen Zeit selbstverständlichen Dinge wie Kochen, Putzen oder sogar die teuer balsamierten Luxuskörper abzuspülen, liegen heutzutage ja in der Hand der Roboter. Intelligente Wesen,

der Traum jedes Wissenschaftlers des 21. Jahrhunderts. Perfekte Klone von Menschen. Filme, in denen es um die Revolution böser Maschinen geht, können nun auf der Festplatte getrost unter dem Genre „Schlechte Fantasyfilme“ gespeichert werden. Außer den Robotern gibt es auf den eingenommenen Planeten natürlich beste Umweltschutzeinrichtungen, nicht dass man noch einmal denselben Fauxpas begeht wie mit der alten Mutter Erde. Der legendären Ära des Schmutzes, übrigens von 2113 bis 3068, ist in den heutigen Geschichtsbüchern ein großes Kapitel voller schrecklicher Geschichten über extremen Smog und grün leuchtendes Meer gewidmet, in dem langsam, aber doch alles verreckte, was nicht zäh genug war. Aber das geht die glücklichen Menschen auf der sonnigen Wiese nichts an.

Auf dem weichen Gras der Liegewiese erblühen die Blumen in ihrer ganzen Pracht und vereinzelt lassen sich wunderschöne Schmetterlinge blicken, die von Blüte zu Blüte fliegen. Kinder mit aufgeschürften Knien versuchen, sich gegenseitig von dem tollen neuen Schaukelpferd zu stoßen. Mütter und Väter versinken schnarchend in ihren Träumen, die von ihren Teeniehelden und Jugendidolen handeln. Junge Leute wetteifern um den Preis der ungekrönten Schönheitskönige oder sind gerade dabei, ihren Angebeteten das Gesicht abzuschlecken. Ältere Damen versuchen, einem kleinen Kind nachzulaufen, um es kichernd in die Wangen zu kneifen und es zu loben, als wäre es Großtante Marias hässliches Hündchen. Die letzten Sonnenstrahlen streifen das Gras, bevor sich die sommerliche Abendkühle über den Ort senkt und die Leute wie eine große Kuhherde nach draußen strömen, um ihr perfektes Gewicht doch wieder nur zum Traum werden zu lassen. Es ist Sommer.

Franziska Dienstl | 16 Jahre | Schule: ORG I, Hegelgasse 12

GRÜNER HORIZONT

von Fabian Dietrich

Wangs ohnehin schon schmale Augen verengten sich zu Schlitzen, als er misstrauisch über seine Brille auf einen dicken Ordner blickte, den ich in der Hand hielt. „Was soll das sein?“ Ich stand nervös vor dem mächtigen Schreibtisch des wissenschaftlichen Leiters. „Die Lösung für den Welthunger.“ Nun verdrängte Heiterkeit das Misstrauen auf Wangs Gesicht. „Allein, dass du die Worte Lösung und Welthunger in einem Satz verwendest, ist schon lächerlich. Wenn man dann noch den Umstand dazu nimmt, dass du erst einige Monate im Ministerium bist ...“ Ich unterbrach Wang: „Ich bitte Sie, geehrter Leiter, lesen Sie nur die ersten Seiten, und ich versichere Ihnen, Sie werden begeistert sein.“ Nun sichtlich verärgert brauste Wang auf: „Was bildest du dir eigentlich ein, du Wicht? Vor Kurzem erst bist du von der Universität hierhergekommen und jetzt willst du schon die Welt retten! Aber um den Hunger zu bekämpfen, bräuchten wir Land, das nicht verseucht ist. Selbst die Verstrahlung könnte man noch in den Griff kriegen. Aber die biologischen Kampfstoffe haben bis jetzt jeder Art von Pflanzen den Rest gegeben. Ich sage es dir, Kaito: Eine Lösung für dieses Problem gibt es nicht!“

„Ich weiß ebenso wie Sie vom dunklen Zeitalter und den großen Kriegen, aber mit dem von mir entdeckten Resultat könnte das Pazifische Reich wieder zu seiner alten Größe geführt werden. Wenn die Nahrungsversorgung erst gesichert ist, was wird dann erst möglich sein! Von der Steinzeit in die Zukunft. Und das alles in wenigen Jahren!“ Skeptisch bäugte Wang mich, einen jungen Forscher, der in seinen Augen noch feucht hinter den Ohren war. „Du scheinst ja von deiner Idee begeistert zu sein. Aber das heißt noch lange nicht, dass sie was taugt.“ „Sie werden sehen, Ihr Vertrauen in mich wird bestätigt werden“, versuchte ich ihn zu überzeugen. Eine Weile dachte der korpulente Leiter nach. „Na gut. Wenn du mich enttäuschst, rollt dein Kopf. Und zwar nicht im übertragenen Sinne. In Zeiten wie diesen darf der Staat Forschungsmittel nicht einfach sinnlos verschwenden.“ Mit seiner gepflegten Hand gab der Lei-

ter ein Zeichen, nun hatte ich zu verschwinden. Beim Weggehen hörte ich noch das Rascheln des Aktenordners. Offenbar interessierten Wang meine Ergebnisse doch.

Die nächsten Tage verliefen ereignislos. In stumpfer Monotonie verrichtete ich nur die nötigsten Laborarbeiten, die anfielen, während ich innerlich angespannt bis zum Maximum war. Ich konnte es kaum erwarten, zu erfahren, ob die Mittel für die Forschung bewilligt werden würden. Auch zu Hause in meinem winzigen Apartement in Untergeschoß 21 fand ich keine Ruhe. Die Aussicht darauf, mich nicht mehr ausschließlich von synthetischen Reischips in verschiedenen Geschmacksrichtungen zu ernähren, ließ mich nicht los. Auch beim Gedanken daran, wie gut ich eigentlich lebte, wollte es mir nicht besser gehen. Ich konnte nur an die vielen vom Krieg Vertriebenen und deren Kinder denken, die Zeit ihres Lebens nie die Sonne erblickt, geschweige denn auch nur einen Strahl von ihr erhascht hatten. Ich war privilegiert; wenigstens meine Arbeitsstätte war an der Oberfläche. Doch ich wusste auch, welche Unsummen es gekostet hatte, die Erde für den Laborkomplex zu reinigen. Nur einige Superreiche hatten genügend Neu-Yen für einen Wohnsitz an der Oberfläche. Hoffentlich würde dieser Luxus bald wieder jedem zur Verfügung stehen. Auf alten Fotografien hatte ich im Wind wogende Weizenfelder erblickt, damals konnte ich einfach nicht verstehen, wie man so viel guten Boden verschwenden konnte. Ich wusste zu dieser Zeit schlichtweg noch nicht, dass es vor den großen Kriegen normal gewesen war, eine derart ineffiziente Landwirtschaft zu betreiben. Im Vergleich zu unseren Glukose- und Stärkefabriken, in denen Reispflänzchen auf dauerhaft bewässerten Schwämmen wuchsen, boten die oberirdischen Farmen einen um vieles niedrigeren Ertrag pro Quadratmeter. Aber trotz der Effizienz unserer Anlagen gab es kaum jemanden im Pazifikbund, der nicht hungern musste.

Dann, endlich: Mein PDA blinkte nervös, ich bekam die Anweisung, sofort bei Wang zu erscheinen. Bei der Liftfahrt nach oben brach mir der Schweiß aus. Die Tropfen rannen mir in den Nacken und durchnässten meinen weißen Kragen. „Ding!“ Der Fahrstuhl war zum Stehen gekom-

men und die Türen öffneten sich vor mir. Jetzt musste ich mich zusammenreißen.

Vor dem wissenschaftlichen Leiter stehend wartete ich darauf, dass er von seinem Schreibtisch aufsah. Fast zufällig fiel sein Blick nach einer Weile auf mich, ich fand seine autoritäre Art zum Kotzen. „Dr. Kaito, setzen Sie sich doch.“ So respektvoll hatte Wang mich noch nie angesprochen. Das musste ein gutes Zeichen sein. „Ich habe Ihr Projekt intensiv geprüft, und ich muss sagen, dass Sie mich überrascht haben. Der Ansatz, dass Sie den Biokampfstoff A-17 nicht aus der Erde filtern, sondern umwandeln wollen, wirkt Erfolg versprechend.“ Obwohl der Leiter betont ruhig redete, war mir klar, dass meine Entdeckung mir mit Sicherheit die Projektleitung und obendrein ein paar Orden einbringen würde. „Vielen Dank, geehrter Leiter“, entgegnete ich erfreut. „Was mich aber interessieren würde, ist, wie Sie auf die Idee für den Vorgang gekommen sind.“ Nun war ich in meinem Element: „Ich gehöre zwar der Generation an, die die Erde nicht mehr in ihrer vollen Pracht erleben durfte, aber mein Großvater war Gärtner. Er hinterließ mir einige wunderschöne Bilder von Kirschbäumen in voller Blüte. Die Blüten in ihrer schlichten Reinheit standen vor den großen Kriegen für die Tugenden eines Bürgers des Pazifikbundes. Das weiß heutzutage leider kaum jemand mehr.“ „Ja, ja, schon gut“, unterbrach Wang mich harsch. „Ich bin mit der Geschichte vertraut.“ „Natürlich sind Sie das“, sagte ich und fuhr fort. „Wie gesagt, die Pracht dieser Bäume faszinierte mich schon immer. Als mein Großvater entgegen aller Mahnungen im bereits verseuchten Garten bei seinen Bäumen blieb, fiel ihm auf, dass sich am Boden um die Bäume herum noch Insekten tummelten, während der restliche Boden bereits verdorrt und ausgestorben war. Er konnte noch einige Fotografien davon machen, drei Tage später starb er jedoch an einer Vergiftung. Es hatte ihn das Leben gekostet, sich draußen aufzuhalten.“ „Rührend“, warf Wang zynisch ein. Ich fuhr schnell fort: „Als meine Eltern starben, stieß ich auf die Fotos und einige Notizen meines Großvaters. Er vermutete schon damals, dass die spezielle molekulare Struktur der Baumenzyme die Giftstoffe im Boden binden könnte. Auch ein Päckchen Samen befand sich in der Kiste, wodurch er mich zum Experimentieren anregte.“

Nun, und so kam es dazu.“ Stolz tippte ich auf die Mappe mit meinen Forschungsergebnissen.

Ein halbes Jahr später konnte ich es immer noch kaum glauben, vom Laborgehilfen zum Projektleiter befördert worden zu sein. Obwohl meinem Chef natürlich gar nichts anderes übrig geblieben war. Mit einem Dutzend Mitarbeitern unter mir konnte ich endlich meiner Vision einer sauberen Oberfläche nachgehen. Seit Projektbeginn hatte ich die theoretischen Forschungsergebnisse bereits in der Praxis umsetzen können, nun war ich sogar mit der gentechnischen Samenverbesserung fast fertig geworden. Für die Aufzucht der experimentellen Kirschbäume wurde mir sogar ein Platz an der Sonne gewährt, ich genoss den sanften Wind, der mir bei der Arbeit um die Haare strich. Der Blick von der Freiluftterrasse war erhebend und Furcht einflößend zugleich. Einerseits war die weithin sichtbare Landschaft ein einziges chemisches Minenfeld. In den Einschlaglöchern, die fast wie Mondkrater aussahen, schwappte noch immer verseuchtes Wasser mit alles zerschlagenden Giften. Am Horizont waberte nach all den Jahren weiterhin grünlicher Dunst, der vom Gift in der Atmosphäre kündete. Ich hätte nicht sagen können, ob diese Gegend früher eine Stadt oder eine Hügellandschaft gewesen war, selbst ganze Berge waren gesprengt worden, um Bunkersysteme zu zerstören. Was mir diese Aussicht jedoch eindrucksvoll vor Augen führte, war das Potenzial, welches die Welt für eine Technologie wie meine hatte.

Das erste Mal, als ich das Privileg hatte, die Oberwelt zu sehen, war ein prägendes Erlebnis gewesen. Im Aufzug hinauffahrend dachte ich, dass es ungefähr wie unten aussehen würde. Vielleicht ein bisschen weniger eng und etwas heller. Als ich dann aus den menschengeschaffenen Strukturen hinaustrat, keinen Beton mehr um mich hatte und die seltsame, ganz anders schmeckende Luft atmete, legte sich ein Schalter in meinem Inneren um. Erst jetzt war ich ein vollwertiger Mensch geworden. Ich sah, wo in meinem bisherigen Leben eine Lücke geklafft hatte. Der Mensch braucht Natur. Und wenn auch nur in so einem begrenzten Ausmaß, wie die derzeitige Oberfläche es mir bot.

„Hey, Dr. Kaito“, rief eine meiner für das Projekt zugeteilten Forschungskräfte. Ich nahm noch einen tiefen Atemzug der süßen, nach Pollen riechenden Luft und wandte mich der Ruferin zu. „Was ist denn, Sakura?“ „Wir haben die ersten positiven Resultate der praktischen Prüfung. Die Wurzeln der Bäume haben schon das ganze Test-Toxikum aus dem Boden gelöst und umgewandelt. Und das in Rekordzeit!“ Ihre Augen glühten mich begeistert an und ihre Backen waren vor Aufregung rot. „Das sind zwar gute Resultate, Sakura, aber kein Grund, gleich mit der Arbeit aufzuhören.“ „Ich freue mich doch nur, Dr. Kaito. Was wir alles geschafft haben, hätten sich die Sesselfurzer vom Direktorium nicht einmal träumen lassen. Geschweige denn Wang!“ „Nicht so laut, Sakura“, flüsterte ich ihr leise zu. Dann, lauter: „Denk daran, jetzt, wo es keine Bienen mehr gibt, müsst ihr die Blüten manuell befruchten.“ Keiner der Umstehenden hatte Verdacht geschöpft. Ich wusste, dass ohnehin die meisten Sakuras Meinung waren. Kritik laut auszusprechen war dennoch nicht ratsam. Aber jetzt war es wichtig, weiter konzentriert zu arbeiten. Innerlich wischte ich den Vorfall beiseite und machte mich wieder an meine Checkliste. Eines der rosaroten Blütenblätter löste sich und wehte mir direkt ins Gesicht. Lächelnd roch ich daran und steckte es mir in die Brusttasche.

Mit raschem Schritt ging ich unangemeldet in das Büro des wissenschaftlichen Leiters und schloss die Tür hinter mir. „Warum denn heute so energisch?“, tönte es mir vom Schreibtisch entgegen. Wang saß, zurückgelehnt in seinem Sessel, hinter einem Berg von Akten. „Ich habe positive Resultate“, erstattete ich Bericht. „Kein Wunder, so wie Sie grinsen, gibt es gar keine andere Möglichkeit.“ „Nächste Woche können bereits die ersten Bäume für die reguläre Bodenwiederherstellung gepflanzt werden, wir sind gut in der Zeit. Wenn es so weitergeht, haben wir in einem Jahr die ganze Region bepflanzt. Durch den großflächigen Einsatz von Wachstumsbeschleunigern dauert es dann auch nicht mehr lange, bis die Bäume groß genug für die Bodenfilterung sind. Und dann haben wir genug Samen, um jedem Land der Welt die Werkzeuge für den Wiederaufbau seiner Ökologie in die Hand zu geben.“ „Stopp, ich glaube, Sie haben da etwas missverstanden“, warf Wang ein und richtete sich

in seinem Sessel auf. „Das Direktorium hat absolut kein Interesse, den Feinden des Pazifischen Bundes einen Dolch zu geben, den sie uns später in den Rücken stoßen würden. Wir werden die Einzigen sein, die die Oberfläche nutzen. Und dieser Vorteil wird uns die Möglichkeit geben, die Welt nach unserem Gutdünken zu verwalten.“ Ein Funkeln war in Wangs Augen erschienen, während er mir die Zukunft erklärt hatte. Ich brachte dieses Funkeln aber sogleich zum Verlöschen: „Wir müssen diese Nationalismen begraben. Genau diese Art von Denken hat uns erst in unsere jetzige Situation gebracht. Wenn wir uns nicht alle gegenseitig helfen, wer weiß, vielleicht kommt es dann zu einem Krieg, der den Rest der Menschheit auch noch ausrottet.“ „Sie haben Glück, dass ich von Ihrer Loyalität überzeugt bin, Dr. Kaito. Außenstehende könnten denken, dass hier gerade ein Vaterlandsverräter spricht. Auf diese Art von Gedankengut steht die Todesstrafe.“ „Aber wir haben die Chance, alles zu ändern!“ „Schluss mit diesem Unfug! Ich wünsche, dass Sie sofort mein Büro verlassen!“

Ich ließ dem Ärger, der mich durchströmte, erst später freien Lauf. In meiner neuen, luxuriösen Wohneinheit angekommen, konnte ich die Maske des öffentlichen Lebens von mir abfallen lassen. Nicht einmal der Panoramablick aus dem Fenster konnte mich trösten. Diese Arschlöcher, die sich Direktorium nannten, waren alle ein Haufen degenerierter Vorkriegsgeneräle! Ich war meiner Vision so nahe gekommen. Und nun? Ich hatte nicht, wie geplant, durch meine Forschung den Frieden eingeleitet, sondern erst recht den Schatten des Krieges wieder aus der Versenkung geholt. Durch die Aufhebung des fragilen Kräftegleichgewichts hatte ich im schlimmsten Fall den nächsten Weltkrieg zu verantworten. Meine Gedanken wurden durch das charakteristische „Plopp“ der Rohrpost unterbrochen. Ich nahm die Zeitung aus dem Empfangskorb. Seltsam, ich hatte den „Pazifischen Boten“ heute in der Früh bereits erhalten. Nach einem raschen Blick auf die Titelseite lief es mir kalt den Rücken hinunter. „Sonderausgabe – bahnbrechende Entdeckung von Dr. Tian Wang“, stand da. Klar, mein Projekt war noch nicht an die Öffentlichkeit gedrungen. Im Falle eines Misserfolges wollte die Führung nicht schlecht dastehen. Aber die Tatsache, dass Wang anstatt meiner genannt wurde,

ließ einen ungeheuren Verdacht in mir aufkeimen. Ich versuchte, mir einzureden, dass es sich schlicht um eine Verwechslung handeln könnte. Verzweifelt blätterte ich weiter, die ganze Ausgabe drehte sich nur um das Projekt. Ich brauchte die Texte gar nicht zu lesen, die Bilder über den Artikeln waren aussagekräftig genug. Wang, wie er konzentriert im Labor stand, Wang, wie er lächelnd die blühenden Bäume betrachtete, Wang, wie er eine Presseerklärung vorlas. Auf einem Bild war auch ich zu sehen, weit im Hintergrund mit anderen Forschern meines Teams. Ich sank auf mein Bett zurück und betrachtete meine Hände. Diese Hände hatten alles vollbracht. Nicht dieser schleimige Arschkriecher, der nach oben hin ständig lächelte, nach unten aber die Peitsche schwang und sein wahres Gesicht zeigte. Dieser Mann würde als Wohltäter und großer Forscher in die Geschichtsbücher eingehen. Ich fühlte mich zum Kotzen und wollte mich einfach nur noch verkriechen. Dann hatte ich die Idee.

Als ich noch am selben Abend ins Labor ging, schauten mich alle an, als ob sie etwas von mir erwarten würden. Ich blieb jedoch steinern, mein Gesichtsausdruck war wie eingefroren. Ruhig, als ob sich nichts geändert hätte, tat ich so, als ob ich arbeiten würde und wartete, bis jeder gegangen war. Als sogar die Workaholics Feierabend gemacht hatten, raffte ich mich auf und machte mich an die wirkliche Arbeit. Die Lagertür ließ sich mit meiner Karte nicht mehr öffnen, offenbar hatte Wang mir in weiser Voraussicht die Autorisierung weggenommen. Nun war ich endgültig am Boden zerstört. Als ich gerade erwo, einfach aufzugeben, hörte ich Schritte, die in meine Richtung kamen. Wachleute, die Verdacht geschöpft hatten? Wurde ich jetzt inhaftiert? Die Tür ging auf und mein Herz setzte einen Schlag aus. Dann machte sich Erleichterung in mir breit. Es war meine Kollegin Sakura. „Was machen Sie denn zu so später Stunde noch hier, Doktor?“, fragte sie mich erstaunt. „Kein Grund mehr, mich zu siezen, Sakura. Du hast doch sicher die Nachrichten gelesen, oder?“ „Ja, es ist einfach furchtbar, was Wang Ihnen, nein, dir angetan hat“, verbesserte sie sich. „Aber zurück zu meiner eigentlichen Frage: Was machst du hier? Du wirst doch nicht etwa das Labor sabotieren?“, fragte sie gespannt. Ich, nun in die Defensive gedrängt, entgegnete mit einer Unschuldsmiene: „Nein, nein, das würde ich nie-

mals tun. Die Fortschritte der Wissenschaft leichtfertig aufs Spiel zu ...“ „Ich wäre dabei“, unterbrach sie mich. „Diesen Schweinen da oben muss man einfach mal die Stirn bieten. Es darf nicht sein, dass engagierten Forschern wie dir die Anerkennung für ihre harte Arbeit gestohlen wird. Und die kommen auch noch damit durch! Also, was ist dein Plan?“ Detailliert erklärte ich ihr meine Idee, sie war hellauf begeistert. „Und du bist sicher, Sakura, dass du das Risiko eingehen willst?“ „Ich habe keine Verwandten mehr, alle sind tot. Wenn man die Chance dazu hat, die Welt zu retten, dann finde ich, sollte man sie auch nutzen.“ Mit diesen Worten steckte Sakura ihre Karte in das Lesegerät, die Tür zum Lager schwang auf. Im Laufschrift stürmten wir durch die Regale und rafften so viele modifizierte Kirschaumsamen, wie wir tragen konnten, zusammen. Fieberhaft machte ich mich daran, die Samen in kleine Schachteln zu verpacken und mit einem elektronischen Zielcode zu versehen. Gemeinsam warfen wir alle Päckchen in den gährenden Schlund des internationalen Transports. Diese Lieferungen würden auf schnellstem Weg zum Flughafen kommen, von wo sie dann in alle Welt verstreut würden. Jedes Land hätte dann die wunderbare Gabe, die Landschaft wiederherzustellen, niemand würde mehr hungern müssen. Ich blickte Sakura an, eine Strähne schwarzen Haars hing ihr über die glühenden Augen. Ich nahm ihre Hand in meine und miteinander drückten wir den großen grünen Knopf. „Sendung abgeschickt“, blinkte es bestätigend auf dem Automatendisplay.

Fabian Dietrich | 18 Jahre | Schule: GRG1 Stubenbastei

PLANET GLAUCULUS

von Valerie Kloss

Endlose Schwärze des weiten Universums. Nur wenige Meter weit von mir entfernt, zum Greifen nah. Nur Glas trennte mich von der Unendlichkeit.

Unser Raumschiff, R26, schien in dieser Atmosphäre nahezu geräuschlos und regungslos zu schweben. Jenseits von Ort und Zeit.

Und dennoch flogen wir beinahe mit Lichtgeschwindigkeit, um zu entdecken, was uns noch fremd ist.

Unser Steuermann lenkte und R26 drehte sich langsam. Ein neues Sonnensystem tat sich vor mir auf. Sein Stern war weder besonders groß noch klein. Auch sonst war dieses Sonnensystem absolut unscheinbar und durchschnittlich in jeder Hinsicht. Und dennoch, nach fast vier Monaten Flugzeit ohne neue Errungenschaften mussten wir jede noch so unscheinbare Galaxie untersuchen. Wir konnten nicht als Versager heimkehren.

Mittlerweile verlangsamten wir unsere Geschwindigkeit und sahen uns in dieser neuen Galaxie um. Der erste Planet, den wir passierten, war ein blauer Eisplanet mit einigen Monden.

Kurz darauf folgte ein braun-beiger Gasplanet mit Ringsystem, und wenig später ein oranger und ein beiger Gesteinsplanet. Nun trennte uns kein Himmelskörper mehr von dem gleißend hellen Stern. Auch wenn er nicht der Erste war, den ich so nah gesehen hatte, nahm mich der Anblick eines solch majestätischen, bedrohlichen Sterns immer wieder tief in seinen Bann.

Doch auch an dem Stern flogen wir vorbei, genau wie an dem darauffolgenden bräunlichen Gesteinsplaneten. Denn der Planet, der unsere Aufmerksamkeit auf sich zog, lag dahinter.

Es war ein intensiv blauer Planet mit grünen und weißen Musterungen.

So etwas hatten wir noch nie gesehen. Konnte hier Leben existieren?

Unser Pilot nahm Kurs auf diesen Planeten und behutsam landeten wir auf unbekanntem Terrain. Rechts neben uns befanden sich eine Küste und ein Meer, so blau, als wäre es einem Gemälde entsprungen.

Sofort untersuchten unsere Wissenschaftler die Atmosphäre. Und tatsächlich – es war eine äußerst reine Luft mit überraschend hohem Sauerstoffanteil. Nur die Atomstrahlung war etwas erhöht, aber im Toleranzbereich unter der Norm.

Nach fast vier Monaten konnten wir nun unsere Raumanzüge ausziehen und das Raumschiff verlassen. Endlich.

Die ersten Schritte auf normalem Boden waren anstrengend, denn die Rückbildung unserer Muskeln machte sich trotz unseres Trainings stark bemerkbar.

Doch schnell vergaßen wir unsere Beschwerden, denn was wir dort vorfanden, war etwas, das wir nur aus altmodischen Märchen auf unseren Computern kannten und bei uns nicht existierte – man nannte es „Bäume“. Doch es ist eine Sache, von einem Gegenstand zu hören, den es angeblich gar nicht gibt, und jemand widerlegt diese Aussage. Die andere Sache ist, plötzlich selbst vor diesem Baum zu stehen, diesem gigantischen Koloss aus Holz, und seinen speziellen, herb-frischen Geruch zu riechen. Wenn man über die Rillen seiner dunkelbraunen, rauen Rinde streicht und sieht, wie die Äste des Baumes sich im Wind beugen. Wenn man die Augen schließt und nur noch das Rauschen der tiefgrünen Blätter hört.

Schon bald mussten wir die Umgebung nach Gefahren aller Art absuchen, um mit der weiteren Erforschung beginnen zu können. Wir teilten uns in Gruppen auf und zerstreuten uns in die verschiedensten Himmelsrichtungen, um den Planeten zu erkunden. Ich selbst gehörte der Gruppe an, die in Richtung Nordwesten mit unseren Fahrzeugen fuhr. Dabei trafen wir auf verwachsene Straßen, auf denen öfters halb verrot-

tete Schilder mit vielen, kleinen Wörtern standen, nur eines war jeweils fett gedruckt: „Wien“.

Wir folgten diesen Wegweisern und staunten am Weg über die artenreiche farbenfrohe Vielfalt der Pflanzen, bis wir auf die ersten Häuser stießen. Ringförmig angelegte Straßen führten zu prachtvollen Barockgebäuden, deren Fassaden mit üppigen Ornamenten und zahlreichen Giebeln und Säulen bestückt waren. Zahlreiche, lichtdurchflutete Fenster zierten die Häuser. Jedes einzelne Gebäude war auf seine Art und Weise einzigartig.

Menschenleere Häuser einer toten Stadt, wie sich beim Betreten herausstellte. Das Seltsame war nur, dass jede Wohnung, die wir betraten, vollständig möbliert, teilweise sogar mit üppigen Gemälden bestückt oder in sehr farbenfrohem Stil gehalten war.

Es war interessant, all die verlassenen Wohnungen zu sehen und sich auszudenken, wer oder was hier wohl einmal gewohnt haben könnte. Und noch während ich durch die Zimmer ging und behutsam den Staub von einigen Tischen wischte, sah ich plötzlich ein Foto einer jungen Frau. Sie war ungefähr Mitte zwanzig und trug ein schwarzes Kleid. In großen, brünetten Wellen fiel ihr Haar, das ihr bis zu den Schultern reichte. Ihr strahlendes Lächeln, das ihr roter Lippenstift betonte, ließ mich für einen Moment alles um mich vergessen. „Es sind Menschen, die hier wohnten! Menschen wie wir!“, wollte ich rufen, doch es fühlte sich falsch an, pietätlos, das Bild dieses Mädchens allen zu zeigen. Bestimmt lebte sie schon seit Jahrhunderten nicht mehr.

Doch während ich sie so vertieft anstarrte, tauchte plötzlich hinter mir unser Techniker auf. „Oh mein Gott, ein Mensch! Seht, was er gefunden hat!“, rief er laut durch die Wohnung. Schon bald versammelten sich die Leute meines Teams und das Bild der jungen Frau wurde von Hand zu Hand gereicht und von den Männern angegafft, bis es wieder zu mir gelangte und ich es schützend in meine Tasche steckte. Nun wurde die Wohnung genauestens untersucht, nichts blieb unseren Augen verborgen. Wir brachen die Nachtkästchen auf, nahmen Schriften mit, die wir

später übersetzen lassen würden, und durchsuchten jeden Millimeter nach brauchbarem Material. Gierig, wie Aasgeier.

Schließlich ließen wir die verunstaltete Wohnung der jungen Frau zurück und wandten uns wieder der übrigen Stadt zu.

Es gab auch Bauten, die komplett aus dem Bauschema herausfielen. Hohe Flügeltüren führten in riesige, prunkvolle Säle, die großteils mit Reihen von samtbezogenen Stühlen bestückt waren. Davor befand sich ein großes, hölzernes Podest, zu dem alle Sitzplätze ausgerichtet waren. Dieses wurde zu beiden Seiten von einem roten, kunstvoll drapierten Vorhang umrahmt.

Wir kannten ähnliche Gebäude von dem Planeten, von dem wir selbst stammen. Vielleicht handelte es sich auch bei diesen Häusern um Theater, Opernhäuser oder Ähnliches.

Nach einiger Zeit hatten wir genug Informationsmaterial gesammelt und beschlossen weiterzuziehen.

Außerhalb der Innenstadt stießen wir auf einige Friedhöfe. Wunder schön gestaltete Gruften mit Engelsstatuen oder Kreuzen fanden wir vor, genauso wie kleinere Gräber. Was sie aber alle verband, war, dass sie eine persönliche Note besaßen. Es gab keines, das dem anderem glich. In vielen der Gräber fanden wir Grabbeigaben vor. Angefangen von Schmuck bis zu Spielzeug bei Kindern war so ziemlich alles vertreten.

Als wir eine Nachricht unserer Kollegen erhielten, beschlossen wir, kurz zu pausieren, und sahen uns ihre Funde auf den Bildschirmen an. Auch sie waren auf keine Lebewesen gestoßen, jedoch trafen sie auf eine Stadt südöstlich von Wien, die laut diverser Analysen lange zuvor existiert hatte. Leider waren die Häuser bereits zu Ruinen verfallen und von Pflanzen überwachsen – nur alte Mosaike auf den Böden, die kunstvoll Alltagssituationen schilderten, und manch grobe Mauern schienen noch unversehrt zu sein. Auch bei ihnen fanden sie Grabstätten. Über deren Gräbern standen steinerne, mit Schlingpflanzen bewachsene Altäre oder

Pfeilerdenkmäler. Als Grabbeigaben fanden sie Näpfe, Becher, Krüge und Ähnliches, aber auch Münzen oder berufsbezogene Gegenstände, und bei Frauen: Schmuck mit kunstvollen Verzierungen.

Plötzlich konnte ich es mir nicht verkneifen: „Ist es möglich, dass wir uns auf der Erde befinden? Ich meine, seht euch doch um – all die Erzählungen, wie es früher auf der Erde war, treffen doch zu.“

Unser Historiker blickte von seinem Bildschirm auf. „Aber nur die, die von ihrer Vergangenheit erzählen. Weißt du nicht mehr, weshalb wir auf unseren Planeten übersiedelt sind, obwohl wir dort ohne Raumanzug oder ohne eine speziell in unseren Häusern erzeugte Luft nicht überleben könnten? Weil die Erde von den Menschen nach einem Atomkrieg zerstört wurde. Kein Leben schien mehr möglich. Wäre das hier die Erde, würde hier kein einziger Baum wachsen und das Meer wäre vor Verschmutzung schwarz wie die Nacht.“

Ich schwieg. Aber uns allen war plötzlich klar, dass wir uns nur auf der Erde befinden konnten.

Was war geschehen?

Als wir damals die Erde verließen, stand kein einziger Baum mehr aufrecht, extreme radioaktive Strahlung war in der Luft zu messen und die meisten Menschen waren während des Weltkrieges verstorben – sogar Alte, Frauen und Kinder wurden erbarmungslos rekrutiert. Die wenigen, die überlebten, teilten sich in zwei Gruppen: die, bei denen die Strahlung bereits tödliche Schäden hinterlassen hatte und auf der Erde bleiben wollten, und unsere Minderheit, die bereits vor dem Krieg für so einen Fall Fluchtpläne, Raumschiffe und alles andere Nötige vorbereitet hatte. Doch wie konnte sich die Natur so dermaßen schnell regeneriert haben?

Wir entfernten uns von Wien und fuhren weiter in Richtung Süden, bis wir zu einer jüngeren Stadt gelangten. Keine Schilder wiesen auf diese Stadt hin. Blockartige Hochhäuser mit grauen, rauen Stahlbetonfassa-

den standen dicht aneinandergedrängt. Im Gegensatz zu den Wiener Gebäuden besaßen diese Gebäude nur winzig kleine, besonders dichte Fenster. Riesige Bunker.

Beim Betreten eines dieser Häuser stank es gewaltig nach Fäulnis und Dreck, die Wände waren von Schimmel überzogen. Die Eingangstüren waren relativ niedrig und sehr breit. Die Wohnung bestand aus nur einem einzigen Zimmer, in dem sich lediglich eine Toilette, eine Dusche und ein Bett befanden. Das Einzige, was in jedem dieser Kubikel mindestens dreimal vorhanden war, waren Computer. Kein Bild, keine Dekoration. Jedes Kubikel sah bis auf winzige Details komplett gleich aus. Und in jedem lagen Skelette, die bei der geringsten Berührung zu Staub zerfielen. Einsam über den Tod hinaus.

Sogleich untersuchten wir die Festplatten der Computer aus den Zimmern nach Informationen, doch die meisten waren beschädigt oder nicht mehr funktionstüchtig. Die einzigen Informationen, die wir bekamen, waren, dass sie ständig auf irgendwelchen Servern seltsame Spiele spielten und sich so ihre Zeit vertrieben. Was war das für eine Gesellschaft, die in Einzelzimmern vor sich hinvegetierte und jegliches Interesse an menschlicher Wärme verloren hatte?

Die meisten arbeiteten nichts mehr, verdienten ein wenig an der Werbung, die sie auf ihren Homepages installierten. Auch ihr Essen bestellten sie per Computer. Strom bezogen sie aus Atomkraftwerken. Ein Leben ohne soziale Kontakte, Familie oder zwischenmenschliche Beziehungen, ohne Liebe, ohne Freude.

Kein Wunder, dass diese Menschen ausgestorben sind. Und das, obwohl sie die besten Voraussetzungen zum Leben hatten. Wenigstens konnte sich die Natur regenerieren, ungestört von Menschenhand.

Valerie Kloss | 17 Jahre | Schule: Schottengymnasium Wien

SCHRITTE NACH UTOPIA

von Anna Lea

Sie war den Weg schon oft gegangen, schon seit Jahren, es war ja ihr täglicher Schulweg, doch heute war er anders. Heute war alles anders, schon seit dem Aufwachen, und doch wusste sie, dass sie nicht träumte. Die Umgebung war irgendwie fremder, die Atmosphäre war seltsam. Sie versuchte, das komische Gefühl zu verdrängen, während sie sich der Straßenecke näherte. An die Mauer gelehnt saß ein Obdachloser, und obwohl sie Obdachlosen normalerweise auswich, zwang sie an jenem Tag etwas, auf der gleichen Straßenseite zu bleiben. Sie zuckte kaum merklich zusammen, als er anfang, mit ihr zu sprechen, doch ihr Herz fing an zu hämmern, als er mit rauer Stimme sprach: „Suche dir den Weg genau aus, hörst du? Denke genau darüber nach, der Weg ist die Zukunft!“ Die Worte des Mannes machten ihr Angst, und umso mehr wollte sie einfach weiter, wie gewohnt ihren Schulweg zu Ende gehen. Doch sobald sie den nächsten Fuß auf die Straße gesetzt hatte, waren alle Hochhäuser um sie verschwunden. Alle modernen Gebäude waren plötzlich weg, und die wenigen Bauten, die es noch gab, waren völlig zerbombt. Auf der Straße herrschten helle Aufregung und eine Spannung, die kaum auszuhalten war, und ein Mädchen, das genau so aussah wie sie selbst und genauso klang, kam auf sie zu. Sie erschrak beim Anblick ihrer Doppelgängerin und sagte: „Wer bist du?“ Als das fremde Mädchen nicht darauf einging, fragte sie, wo sie seien und was denn los sei, dass alles so kaputt war. „Wir haben das Jahr 1943, es herrscht Krieg. Gestern hat es drei Bombeneinschläge auf diese Ecke hier gegeben, einhundert Menschen sind dabei gestorben. Das ist ein Judenviertel, in den letzten zwei Wochen sind die Soldaten immer öfter gekommen, um zu kontrollieren, dass ja alle Juden in den Konzentrationslagern landen“, sagte sie mit ruhiger Stimme, als würde sie über etwas völlig anderes sprechen.

Sie war wie gelähmt. Hatte das alles hier mit den Worten des Obdachlosen zu tun? Wenn ja, warum war sie in der Vergangenheit? Hatte er nicht von Wegen in die Zukunft gesprochen? Als sie sich wieder einigermaßen gefasst hatte, fragte sie: „Aber warum bin ich hier? Was hat diese dunkle,

ja, Angst einflößende Vergangenheit mit unserer Zukunft zu tun?“ Sie war nahe am Weinen, als das Mädchen antwortete: „Die Zukunft existiert ohne Vergangenheit nicht. Wenn du vergisst, was passiert ist, wie willst du dann nach Utopia? Wie willst du den Wunschtraum der Utopie erfüllen, wenn du nicht weißt, was er ist? Wenn du deine Zeit genau betrachtetest, lebst du dann nicht in Utopia? Ist nicht alles relativ?“ Die Stimme des Mädchens wurde leiser, die Umgebung verschwamm langsam, bis sie vollends verblasste und sie sich wieder in der Gegenwart befand. Sie war aschfahl im Gesicht und blickte den Obdachlosen erschrocken an, doch er beachtete sie nicht. Sie war verwirrt und wollte sich wieder auf den Weg machen, als sich wieder alles um sie herum veränderte.

Kaum hatte sie sich gefasst, fiel ihr auf, dass sie diesmal nicht einmal mehr an der gleichen Ecke stand. Sie war an einem verlassenem Ort, an dem niemand seit Jahren mehr gewesen war. Wieder kam ihre Doppelgängerin auf sie zu, und sie bemerkte, dass sowohl sie selbst als auch das andere Mädchen in Schutzanzügen steckten. Langsam machte dieser Ort ihr Angst, und wieder fragte sie das Mädchen, wo sie denn nun wären. „Kannst du das denn nicht raten? Sieh dich doch einmal um, und sag mir, was du siehst!“, antwortete es mit ihrer ruhigen Stimme. Sie zählte die kaputten Häuser auf, die verdorrte Landschaft, und je mehr sie aufzählte, desto bewusster wurde ihr, dass es gar keine Lebewesen zu sehen gab. Keine Hunde oder Katzen, keine Insekten, Spinnen oder sonst etwas gab es. So, als wäre alles ausgestorben. „Ist das die Zukunft? Wird so unser Leben in 50 Jahren aussehen? Und warum tragen wir Anzüge?“, fragte sie, deutlich unruhiger werdend. Die fremde Doppelgängerin sah ihr ins Gesicht und sagte: „Das ist die Gegenwart! Vor 26 Jahren ist hier ein Atomkraftwerk explodiert. Wir sind in Tschernobyl. Seitdem gibt es hier überhaupt keine Tiere mehr, geschweige denn Menschen. Im Umkreis von Kilometern ist alles radioaktiv verseucht, ein Leben ist hier nicht mehr vorstellbar.“ Sie vergaß beinahe zu atmen, so schwer wurde ihr ums Herz. „Aber was können wir dagegen jetzt noch tun? Es ist doch schon passiert!“, sagte sie, und sie hatte sich immer noch nicht ganz gefasst. Das Mädchen sah ihr fest in die Augen und sagte vorerst gar nichts. So standen sie da, zwei identische Mädchen inmitten von

radioaktiver Luft, bis das fremde Mädchen das Schweigen brach: „Das ist auf alle Fälle nicht Utopia. Wir alle leben in Häusern mit allem Drum und Dran. Wir denken, wir leben in Utopie, können uns alles leisten und haben wenig Sorgen im Leben. Doch wer sieht hinter die Kulissen? Wer blickt durch die oberflächliche Utopie hindurch und sieht, was unsere Welt wirklich ist? Wie sollen wir wissen, was Utopia ist, wenn wir noch nicht einmal wissen, was es nicht ist?“ Wieder verschwamm das Umfeld und sie fand sich wieder an der Straßenecke. Der Obdachlose saß immer noch an der Mauer gelehnt da und blickte sie an, als ob nichts gewesen wäre. „Nein, so kann es nicht ausgehen! Was ist Utopia und wie kommen wir hin? Lass es mich wissen, ich will, ich will, ich will!“ Und kaum hatte sie einen Schritt getan, war sie wieder woanders. Doch egal wo sie war, sie erkannte, dass dies ganz bestimmt nicht Utopia war. Die Straßen waren überlaufen mit Menschen, und überall, sogar in der Luft, fuhren Autos. Doch egal ob oben oder unten, alle Fahrzeuge stießen dicke Benzinswolken aus. Es war extrem heiß, es musste mindestens um die 45 Grad haben, und zwischen den Häusern waren immer wieder kleine Fabriken, aus denen ebenfalls Rauch aufstieg. Die Straßen waren völlig zugebaut, und da, wo früher ein breiter Gehweg gewesen war, befand sich nun ein schmaler Streifen, auf dem ein Mensch allein gerade einmal Platz hatte, einfach, weil es viel mehr Häuser gab.

Die Menschen auf der Straße gingen alle mit einer Art Brille herum, die mit einem Mini-Computer verbunden war, und keiner redete. Obwohl um sie herum Hunderte von Menschen waren, kamen die einzigen Geräusche von den brummenden Autos, die ziemlich laut waren, doch ausschließlich alle Leute waren mit ihren Elektro-Brillen beschäftigt. Gruppen von Kindern saßen auf einer Bank, doch anstatt sich zu unterhalten, war jedes in sein Spiel versunken. Auch die Erwachsenen und Jugendlichen waren mit ihren Computern beschäftigt. Das andere Mädchen tauchte plötzlich in der Menge auf und kam auf sie zu. „Wieso? Das ist doch immer noch nicht Utopia! Utopia ist doch positiv, oder? Diese Welt ist falsch! Die Menschen haben kein Interesse mehr an irgendetwas oder irgendwem! Wo ist Utopia? Ich will nicht mehr, ich will nicht mehr!“, sprach sie ihre Doppelgängerin an, die wie auch zuvor ei-

nen undurchdringlichen Gesichtsausdruck behielt. Wieder dauerte es einige Minuten, bis sie antwortete, doch schließlich sagte sie: „Wir sind auf dem besten Weg hierher. Wenn du nicht willst, dass das hier die Zukunft wird, wenn diese Welt hier nicht dein Utopia ist, dann musst du selbst etwas ändern. Du hast dein Leben in der Hand, und wenn du dich gegen diese Art zu leben wehren willst, wenn du selbst in dir merkst, dass diese Art falsch ist, dann kannst du sie ändern. Es liegt an uns, nach Utopia zu kommen, an uns!“ Und wieder verblasste die Welt, die Autos verschwanden und die Häuser wurden wieder weniger. Die vielen Menschen reduzierten sich und sie befand sich plötzlich wieder in der Gegenwart, die Doppelgängerin war weg, und der Obdachlose lächelte sie an. Endlich sagte sie: „Ich kenne nun die Vergangenheit, ich kenne die schlechten Seiten der Gegenwart und ich kenne die Zukunft, wie sie sich niemand wünscht. Doch wo ist nun Utopia? Was ist Utopia? Gibt es ein Utopia?“ Sie fiel auf die Knie und begann zu weinen. Sie heulte und heulte, und als sie sich schlussendlich wieder aufrichtete, war sie wieder woanders. Doch diesmal war es ein wunderschöner Ort. An der Mauer entlang wuchsen Blumen in allen Farben und hier und da war ein Baum gepflanzt worden. Die Sonne schien zwar, doch es war nicht zu heiß. Es musste angenehme 20 Grad haben und die Autos, die auf der Straße und in der Luft fuhren und flogen, waren mit Solarzellen ausgestattet. Die Luft war sauber, und Rauchschwaden sah sie von nirgends aufsteigen. Es gab zwar viele Häuser und viele Menschen, doch dadurch, dass es keine Fabriken gab, gab es genug Platz dafür. Auch die Leute waren anders. Sie waren extrovertiert, redeten und lachten mit ihren Mitmenschen. Auch hier hatten manche von ihnen Computerbrillen, doch kaum eine Person, die sie sah, benutzte sie. Die Kinder spielten miteinander, die Jugendlichen lachten miteinander und die Erwachsenen quatschten miteinander. Es war genauso laut wie in der anderen Welt, nur dass die Geräusche diesmal von fröhlichen Menschen kamen. Das andere Mädchen stand plötzlich wieder neben ihr und fing diesmal von sich aus an zu reden. „Na, ist das Utopia, wie man es sich vorstellt? Was ist denn für uns Utopia? Utopia ist ein persönlicher Wunsch, doch ich denke, er ist für alle ähnlich. Wir wollen Spaß haben am Leben und viele Freunde.“

Doch warum ist es hier so umweltfreundlich? Ist es unser Gewissen, dass wir etwas Gutes tun für den Planeten, oder ist es einfach nur praktisch? Wodurch definiert sich Utopia, und muss man das wissen, um darin zu leben? Alles, was wir sicher sagen können, ist, dass Utopia nicht Krieg ist. Utopia ist nicht Armut, Hunger, Tod oder sonst irgendetwas, was vielen Menschen Angst macht. Und genau diese Angst hilft uns, nach Utopia zu kommen. Wenn wir ihr nicht direkt ins Auge schauen, kann es sein, dass wir die Angst vergessen, und ohne sie könnten wir das Streben nach dem Guten aus den Augen verlieren. Utopia liegt also an jedem Einzelnen von uns. Wir können es erreichen, wenn wir entwickeln und zusammenhalten. Es liegt an uns!“ Und zum letzten Mal an diesem Tag verblasste ihr Umfeld. Das Traumbild verschwamm langsam, bis sie wieder an der Straßenecke stand, um Viertel vor acht, Montagmorgen, auf ihrem Schulweg, in der Gegenwart. Der Obdachlose war weg, und egal wie viele Schritte sie tat, sie blieb in der Gegenwart. Doch eins wusste sie: Jeder Schritt, den sie tat, war ein Schritt weiter in die Zukunft, und sie hoffte, dass es ein Schritt nach Utopia war.

Anna Lea | 14 Jahre | Schule: Akademisches Gymnasium Wien

ICH PACKE MEINEN KOFFER ...

von Heidi Obermeyer

SZENE 1

(Mario Mautner kommt nach Hause; hält einige Briefe in der Hand; setzt sich nieder und sortiert die Post)

Mario:

Rechnung, Mahnung, Werbung, Rech... Hm? Dr. Jascha? *(Wirft alle anderen auf den Boden und öffnet den Brief mit rotem Umschlag und liest laut vor)*

Mario:

„Sehr geehrter Herr Mautner, die Ergebnisse Ihrer letzten Vorsorgeuntersuchung liegen vor. Um diese mit Ihnen genauer zu besprechen, bitte ich Sie, dass Sie sich am nächsten Mittwoch, dem 16. August 2017, um 13:30 Uhr, beim Eingang der Halle F am Vogelweidplatz 14 in 1150 Wien einfinden.“ – Aber das ist ja schon morgen! *(Liest weiter)*

„Ich bitte Sie dringendst, diesen Termin wahrzunehmen, da ein Ersatztermin unmöglich ist! Mit freundlichen Grüßen – Dr. Jascha“

Das hat mir grade noch gefehlt. Den ganzen Haufen unbezahlbarer Rechnungen da liegen und jetzt bin ich auch noch krank. Das darf einfach nicht wahr sein! Ich kann mir so etwas nicht mehr leisten! *(Unmotiviert)* Na, mal schauen, was der liebe Herr Doktor mir zu sagen hat ...

Ab.

(Licht aus)

SZENE 2

(Am nächsten Tag fährt er zum Treffpunkt – trifft mit 20 Minuten Verspätung ein und befindet sich in einer Halle voller verwunderter Menschen; er setzt sich auf einen freien Platz und Dr. Jascha spricht von einem Pult aus zu der Menge)

Dr. Jascha:

Sehr geehrte Gäste, mein Name ist Dr. Jascha und Sie haben alle ein Schreiben erhalten, in welchem ich Sie hierher gebeten habe. Sie sitzen nun hier unter dem Vorwand, ich würde mit Ihnen Ihre Untersuchungsergebnisse besprechen, und ich würde Ihnen nicht länger den wahren Grund verschweigen.

Wir leben auf einem Planeten, der den zunehmenden Belastungen vielleicht nicht mehr lange standhalten kann. Die Umweltverschmutzung hat enorme Ausmaße angenommen. Zu viele Pflanzen und Tiere sind vom Aussterben bedroht.

Wir leben auf einem Planeten, wo sich Menschen gegenseitig ausnützen, anstatt sich helfend die Hand zu reichen. Die Kriminalität ist so hoch wie noch nie. Die Schere zwischen Arm und Reich geht nicht noch weiter auf.

Wir haben unsere Grenzen erreicht. Wer weiß, wie lange wir dem noch standhalten können.

Während unsere besten Forscher weiterhin mit allen Mitteln versuchen, die Erde zu retten, sind Sie sozusagen die Lebensversicherung der Menschheit! Denn Sie werden einen sicheren Platz zum Leben haben.

Vor zwei Jahren wurde das sagenhafte Perpetuum mobile fertiggestellt und nun sind wir in der Lage, genügend Energie zu erzeugen, um Überlichtgeschwindigkeit zu erreichen. Das bedeutet, dass wir innerhalb von wenigen Tagen im benachbarten Sonnensystem Alpha Centauri sein werden und den erdähnlichen Planeten „Insel“ besiedeln können. Auf

„Insel“ wurden bereits vor einem Jahr alle Vorbereitungen getroffen: Es wurden Häuser, Schulen und Spitäler erbaut; riesige Lager voller Grundnahrungsmittel stehen schon bereit und natürlich gibt es genügend Arbeitsplätze.

Das Naturschauspiel ist atemberaubend: Stellen Sie sich vor, Sie können auf einer grünen Wiese liegen, die Sonne geht langsam auf und Sie spüren die Wärme auf Ihrer Haut. Ich selbst habe es erleben dürfen und sage Ihnen: Das war das erste Mal seit 25 Jahren, dass ich in der Sonne gelegen bin, ganz ohne Angst vor dem Ozonloch.

Die Lebewesen auf „Insel“ sind sehr erdähnlich. Es befinden sich vor allem Nutztiere dort und neue, exotische, köstliche Früchte warten auf ihren Verzehr.

Sie, meine Damen und Herren, wurden aufgrund ihrer genetischen Anlagen dazu ausgewählt, ein neues, besseres Leben auf einem neuen, besseren Planeten zu führen.

Solange Sie sich an unsere Regeln halten, werden wir alles machen, um Ihnen absolute Sicherheit und grenzenloses Wohlbefinden zu garantieren. Das versichere ich Ihnen persönlich.

(Kurze Redepause)

Meine lieben Kosmonauten, Sie haben ab jetzt genau einen Tag Zeit, Ihre Tasche zu packen. Sie bekommen eine Liste ausgeteilt, auf der steht, was Sie auf die Reise in Ihre neue Heimat mitnehmen dürfen.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Morgen um 14 Uhr wird unser Begleitpersonal Sie abholen und zu der geheimen Abflugstation fahren.

Ab.

(Die Halle leert sich)

Mario (*begeistert*):

Neue Heimat? Besser als jetzt ... Es kann nur noch besser werden.

(Bekommt beim Ausgang die Liste, steckt sie ein und geht)

Ab.

SZENE 3

(Mario sitzt auf dem Boden seines Wohnzimmers; dieses ist ziemlich unordentlich. Neben ihm eine fast leere Tasche)

Mario *(telefoniert mit seiner besten Freundin Lea):*

Lea, ich muss mit dir unbedingt reden! Ich wurde zu einem Vortrag in der Stadthalle eingeladen. Gestern war der. Ein gewisser Dr. Jascha hat mir und den anderen in der Halle gesagt, dass wir auserwählt wurden ... Lass mich ausreden, Lea. Ich werde umziehen! Auf einen anderen Planeten. Kannst du dir das vorstellen? Die wollen quasi eine neue Welt gründen. Eine bessere. Einen Ausweg für meine Schwierigkeiten. Dort soll es wunderschön sein. Aber ich brauche deine Hilfe. Warte, ich lese es dir mal vor *(nimmt die Liste, die er vorhin bekommen hat):* „Gratuliere“ ... blablabla ... „Checkliste: Geburtsurkunde, e-card und Personalausweis“ ... blablabla ... Ach ja! „Damit Ihnen Ihr neuer Lebensabschnitt nicht allzu schwer fällt, ist es wichtig, einige Gegenstände mitzunehmen, zu denen Sie einen besonderen Bezug haben. Das hilft Ihnen bei der Umstellung. Drei Dinge dürfen Sie mit in Ihr neues Leben nehmen.“

Und dabei brauche ich deine Hilfe. Ich weiß nicht, was ich in die Tasche packen soll. Was würdest du mitnehmen? *(Lacht)* Ja, das hätte ich mir denken können. Aber ernsthaft... morgen Nachmittag werde ich weg sein ... Ja, morgen schon. Wieso? ... Ich lass dich doch nicht im Stich! ... Jetzt sei nicht so. Ich habe die Chance, ein neues Leben anzufangen, also mach das nicht wieder schlecht ... Freu dich doch lieber für mich! ... Bitte was? Ich bin doch nicht egoistisch. Du bist doch nur eifersüchtig!

... Na darauf, dass ICH eine zweite Chance im Leben bekomme und DU nicht! Hallo? Aufgelegt ... *(still)*

Eh klar. Einmal passiert mir etwas Schönes im Leben und damit verletze ich die einzige Person, der ich etwas bedeute.

(Lea ruft ihn an) Lea, es tut mir leid. Ich wär genauso traurig, wenn du die Welt verlassen würdest! Danke ... Nein, bin ich noch nicht. Ich denke, ich weiß, was der erste Gegenstand sein wird. Das Rasiermesser meines Vaters ... Aus echtem Silber. Es hat mir immer schon sehr viel bedeutet, deswegen konnte ich es auch nicht verkaufen. Es hängen viele Erinnerungen daran. Er hat mir vor 20 Jahren beigebracht, mich damit zu rasieren ... Ja, daher kommt die Narbe. Außerdem ist es ziemlich vielseitig. Na, weil es immer noch so scharf ist wie vor 20 Jahren. *(Packt es in die Tasche)*

Nein, weiß ich leider noch nicht ... So eine Entscheidung fällt mir wirklich schwer. *(Er geht durch das Zimmer, sieht um sich und nimmt einige Gegenstände in die Hand, sieht sie sich an und stellt sie zurück; findet ein Foto und betrachtet es)*

Ja, ich bin eh noch dran! Tut mir leid, ich war gerade in Gedanken!

Ich habe gerade ein Foto von meiner Mutter gefunden. Ich wusste gar nicht, dass ich das noch habe. Du kennst eh die Geschichte. Seit damals habe ich eigentlich alles, was mich an sie erinnert, entsorgt. *(Lässt das Foto in den Papierkorb fallen)*

Ein neues, besseres Leben ... Als ich das letzte Mal eine Entscheidung fürs Leben getroffen habe, habe ich mich nach zwei Jahren scheiden lassen. *(Lacht; stöbert weiter in seinen Sachen, sieht neben sich eine Musik-CD liegen und nimmt sie)* Erinnerst du dich noch an das Album von Billy? Das hast du mir zu meinem Geburtstag geschenkt, weil du weißt, wie sehr ich seine Musik liebe. Lea, du bist die letzten Jahre meine einzig wahre Freundin gewesen. *(Packt die CD in seine Reisesache und summt die Anfangsmelodie von Billy Joels „Vienna“)*

Der dritte und letzte Gegenstand. Ich weiß es! Nein, das bleibt schön hier. Wie lange haben die Geschäfte heute offen? Oh, na dann ich meld mich gleich wieder! Bis gleich!

(Läuft aus der Tür – er kommt wieder mit einem Plastiksackerl, setzt sich hin und ruft Lea an)

Hey, ich bin's. Ich war noch schnell in der Buchhandlung. *(Holt das Buch aus dem Plastiksackerl)* „Das verdammte Glück“ von Andreas Kurz. Das wollte ich immer schon mal lesen. Wenn ich angekommen bin in meinem neuen Leben, dann werde ich mir endlich wieder die Zeit zum Lesen nehmen.

Lea, du wirst mir wirklich fehlen. Vergiss das bitte niemals. Es wird auf jeden Fall einen Weg geben, mit dir in Kontakt zu bleiben. Den muss es geben. Ich werde mich auf jeden Fall bei dir melden und dir viele, viele Fotos schicken! Mach dir bitte keine Sorgen ... Versprochen, ich melde mich! Du bedeutest mir zu viel. Es würde mir das Herz brechen, wenn ich nie wieder von dir hören würde. Ich dich auch. Au revoir.

(Packt das Buch in die Reisetasche und legt sich schlafen)

Ab.

SZENE 4

(Kurz vor 14 Uhr – Mario wartet nervös mit seiner gepackten Tasche)

Ich kann mir immer noch nicht richtig vorstellen, wie das alles weitergeht. Ein neues Leben, in einer neuen Wohnung, auf einem neuen Planeten. Aber es geht bergauf, es geht nur noch bergauf!

(Ein Auto fährt vor – ein Mann steigt aus)

Mann:

Guten Tag, Mario. Ich bin dein Chauffeur. Bist du bereit?

Mario:

Ich denke schon. *(Sieht zurück auf sein altes Zuhause)* Ja, das bin ich.

Mann:

Gut. Denn jetzt geht es los. *(Hält Mario die Autotür auf und er steigt ein)*

Mario:

Jetzt gibt es kein Zurück mehr.

SZENE 5

(„Insel“ ist besiedelt, Mario sitzt bei Sonnenuntergang in einer Wiese und schreibt einen Brief)

Mario:

„Liebe Lea, es ist heute genau ein Jahr her, als ich deine Stimme zum letzten Mal gehört habe. Ich komme gerade vom Urlaub zurück. Ich war auf der südlichen Hälfte von Insel campen. Ich habe noch nie so exotische Pflanzen gesehen wie dort. Die farbreichsten Blumen und riesige Bäume, solche, wie auf der Erde mal gewesen sind. Papageien und Chamäleons in freier Natur und nicht in einem Zuchtprogramm. Hier lebt alles noch so, wie es erschaffen wurde. Völlig unberührt!

Ich habe gestern ein Jobangebot bekommen! Wenn ich fertig mit dem Studium bin, soll ich an der Uni als Geschichteprofessor angefangen. Kannst du dir mich als Professor vorstellen? An einer großen Universität. Das hätte ich nie für möglich gehalten!

Gibt es schon Neuigkeiten zu der nächsten Umsiedlungswelle? Ich habe mal nachgefragt. Du bist wahrscheinlich dabei! Dann sehen wir uns bald wieder. Ich kann dir dann alles hier zeigen und wir können gemeinsam zusehen, wie die Monde aufgehen.

Aber bitte quäl dich nicht so mit den drei Dingen, die du mit auf die Insel nehmen darfst. Nicht so, wie ich es getan habe.

Ich freu mich so sehr, dich bald wiederzusehen!

Dein Mario“

(Gibt den Brief in einen Umschlag, schließt die Augen und atmet tief durch)

Unser neues Leben...

Ab.

Heidi Obermeyer | 18 Jahre | Schule: Rg 1, Schottenbastei

SO WAR ES IMMER, SO WIRD ES IMMER SEIN

von *Jana Podbelsek*

Wenn ich mit meiner Oma rede, sitze ich auf ihrem Schoß. So war es immer, so wird es immer sein. Ich liebe diese alte Frau mit ihren Runzeln und Falten und den milchig-blauen Augen. Meine Oma ist blind. Sie war es immer und wird es immer sein. Sie hat noch nie die Farbe der Blätter im Garten gesehen, sie hat noch nie das strahlend rote Licht des Sonnenuntergangs genießen können, sie konnte noch nie die Schönheit der Sterne bewundern. Und dennoch kennt sich diese Frau, der ungewollt so vieles entgeht, besser als jeder andere mit Menschen aus.

Wenn ich die Tür zu ihrem kleinen, alten Häuschen öffne, weiß sie, noch bevor ich in ihr Zimmer gelange, dass ihre Enkelin kommt, und in welcher Stimmung ich gerade bin. Sie weiß, was sie tun muss, um mich aufzuheitern, wenn ich traurig bin, sie weiß, wie sie sich verhalten muss, wenn ich überdreht bin, kann mit mir lächeln, herumalbern, lachen und weiß mir zu helfen, wenn ich keinen Weg in die Zukunft sehe.

Als ich kleiner war, erzählte sie mir von einem fernen Ort, einem Ort, an dem alles perfekt ist, alles erreichbar. Sie sagte mir, dieser Ort sei überall und nirgendwo, für jeden anders und doch immer gleich, und eines Tages finde ihn jeder auf seine Art und Weise. Sie nannte ihn Utopia.

Oft malten wir uns gemeinsam aus, wie es dort wohl sein mag. Ich saß auf ihrem Schoß, sie hielt mein Gesicht in ihren Händen. Ich erzählte und erzählte, von Einhörnern, Elfen und Nixen. Wenn ich fertig war, bat mich meine Großmutter, ihr die Farben zu beschreiben, denn ihr Utopia quoll nur so über von wundersamsten Farbkreationen.

Es ist nicht einfach, einem Blinden etwas zu beschreiben, da er es noch nie gesehen hat; umso schwerer ist es, eine Farbe zu beschreiben, denn Farben sind so vielfältig. Grün kann frisch sein wie das erste Blatt eines jungen Baumes, aber auch verfault und alt wie Schimmel. Und für jeden sind die Farben anders! Eine Farbe kann mir gefallen und für dich abstoßend sein. Sie kann warm oder kalt wirken und meine Oma sah

die Welt durch meine Augen. Wir teilten sie uns. Manchmal strich sie über mein Gesicht, fuhr vorsichtig die Konturen meiner Augen entlang und sagte lächelnd: „Meine kleinen, süßen Fenster ... Ich wette ihr seid wunderschön.“

Zwar war sie von meinen Empfindungen, den Erfahrungen, die ich mit Farben gemacht hatte, abhängig, doch ich hörte nicht auf, meiner Oma die Farben der Welt zu beschreiben, ich erzählte ihr von saurem Gelb, saftigem, satten Rot und unendlich weitem Blau, von Kaffeebraun, Zartrosa, Giftgrün, von warmen und von kalten Farben, von traurigen und aufgeregten, von stumpfen und spitzen, von weichen und von rauen Farben. Sie lauschte mir stundenlang, und ich konnte sehen, wie sich ihre Augen mit Tränen füllten.

Einmal flüsterte sie kaum hörbar: „Was würde ich dafür geben, zu sehen.“ Sie beschwerte sich nicht, sie klagte nicht. Es war einfach nur ein Wunsch, aus tiefstem Herzen gesprochen.

An jenem Tag ging ich betrübt nach Hause. Meine Oma war eine Kämpferin, trotz ihrer Blindheit hat sie so viel erreicht und sie war ein so guter Mensch ... Wieso ist es eben den Besten, jenen, die alles geben, um richtig zu handeln, wieso wird genau ihnen ein so simpler Wunsch wie die Gabe zu sehen verweigert? Ich konnte es nicht begreifen.

In meinen Träumen sah ich sie immer wieder. Wie sie dasaß, in ihren Augen dieser eine Wunsch, diese eine Enttäuschung. Mitten in der Nacht stand ich auf, nahm mein altes Diktafon und mein Lieblingsbuch: Der kleine Prinz. Ich las. Legte mein ganzes Herzblut in diese Aufnahme. „Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“

Am nächsten Tag spielte ich es ihr vor und beobachtete, wie sich ihre Augen mit Tränen der Rührung füllten. „Danke, mein Schatz. Du hast mir sehr geholfen.“

Die Jahre vergingen, ich wurde älter, meine Großmutter gebrechlicher. Ich saß immer noch auf ihrem Schoß, sie bestand darauf, ich bestand

darauf. So war es immer und so wird es immer sein. Immer noch hielt sie mein Gesicht in den Händen, während ich redete, auch das änderte sich nie. Doch sie bat mich nicht mehr, ihr von den Farben zu erzählen. Wir redeten über meinen Abschluss, den Jungen, den ich kennengelernt hatte, den Unfall, der letztens auf der Hauptstraße passiert war. Wir diskutierten, witzelten, träumten, sprachen über alles Mögliche, nur Utopia schien sie vergessen zu haben.

Meine Großmutter führte ein langes, glückliches Leben und immer wenn ich zurückblicke, war sie an meiner Seite, wenn es darauf ankam. Sie lebte einfach gerne, doch irgendwann merkte sie, dass die Zeit reif war ...

Sie rief mich an. Das tat sie sonst nie. Meine Großmutter war kein Freund der modernen Technik. So war es immer und so wird es auch immer sein. Als ich ankam, saß sie draußen im Garten. „Komm zu mir, Kind. Setze dich auf meinen Schoß. Lass uns reden.“ Gerne tat ich, warum sie mich bat. „Weißt du, ich habe ein gutes Leben geführt, ein langes, mit vielen Abenteuern. Aber jetzt, Schatz, kann ich hier keine mehr finden. Ich habe sie alle ausgelebt ... Alle bis auf eines ... Ich möchte die ganzen wundervollen Farben sehen, die du mir immer beschrieben hast.“ „Aber wie? Wie willst du das schaffen, Oma?“ „Ich habe es gefunden, Utopia, mein eigenes Utopia.“ Ihr Atem begann schneller zu werden. Langsam dämmerte mir, was da vor sich ging. „Nein ... Geh nicht! Wenn du gehst, ist alles vorbei!“ „Na, jetzt sei doch nicht dumm, Kind.“ Ein Lächeln machte sich auf ihren Lippen breit. „Es ist doch nur ein neuer Weg. Ein Weg in die Zukunft.“ Sie schloss die Augen. „Ich kann sie sehen, Schatz!“

Als meine Oma zum letzten Mal mit mir redete, saß ich auf ihrem Schoß. So war es immer, so wird es immer sein.

Jana Podbelsek | 14 Jahre | Schule: Akademisches Gymnasium Wien

Siegerin des ersten Wiener City Literaturwettbewerbs und des Publikumspreises

EIN CHAT MIT DER ZUKUNFT UND DER VERGANGENHEIT

von Agnes-Hannah Salzer

Zukunft ist online

Gegenwart ist online

Vergangenheit ist online

(Vergangenheit:) Ich wünsche euch einen wunderschönen Tag, meine Lieben. Genießt ihr eure Zeit?

(Zukunft:) Guten Tag oder wie beginnt man noch mal ein Gespräch in eurer Zeit? Ich habe schon längst jegliche Höflichkeitsformen verlernt, man verzeihe mir. Wollt ihr nicht langsam anfangen, euch um wichtigere Probleme zu kümmern als um Menschen, die in der Öffentlichkeit an einen Hydranten pinkeln? Solltet ihr Gesetzgeber nicht zuerst mal euren eigenen Dreck vor der Haustür wegkehren, bevor ihr euch auch nur annähernd trauen könnt, über das Handeln anderer richten zu dürfen?

Denkt ihr ernsthaft, ihr alle könnt euer Leben grundlos so leben, wie es jetzt ist? Ihr lebt, weil es anderen verboten wird, weil sie keine Rechte haben, weil ihnen einfach entrissen wird, was in ihnen auch nur einen Funken Hoffnung aufglosen ließ. Jeder, dem all das egal ist, sollte mal am eigenen Leib erfahren, wie es ist, getrieben wie ein Tier, einen Tag lang alles zu geben, zu arbeiten und, nein, keine ‚simplen‘ Büroarbeiten, sondern schwere Körperarbeit, um dann mit einem Mindestlohn von einem Euro abgespeist zu werden ...

(Gegenwart:) Du hast schon kranke Vorstellungen von mir. Meine Leute sind nicht so, wie du sie da verallgemeinerst. Willst du mir ernsthaft einreden, du hast nicht mitbekommen, wie viele Organisationen sich jetzt schon gegen all dieses Unrecht einsetzen? Wie viele Menschen auf die Straßen gehen und rebellieren?

(Vergangenheit:) Aber das waren doch meine, die etwas damit erreicht haben, recht? Wie oft ging denn eine deiner Aktionen gut und ohne Tote aus?

(Gegenwart:) Kaum bin ich vorbei, bin ich du, denkst du etwa, du bist besser als ich, indem du etwas aus der gefühlten Steinzeit wieder ausgräbst?

(Vergangenheit:) Kaum ist die Zukunft vorbei, ist sie du, und kaum ist sie du, wird sie auch schon zu mir, also habe grad ich die Erlaubnis, euch alle zu kritisieren. Glaubt ihr etwa, ich schaue gerne zu, wie ihr euch alle gegenseitig die Köpfe wegpustet? Ich kann nichts dagegen unternehmen und nur tatenlos danebensitzen und dann auch noch zusehen, wie sich alles langsam erneut darauf zuspitzt, dass es eskaliert und sich die Menschheit selbst wieder in den Abgrund stürzt, aber Hauptsache, ihr streitet darum, wer besser ist, die Vergangenheit oder die Gegenwart. Andere Zeiten, andere Sitten und mir gefielen schon meine nicht, wie könnt ihr da auch nur noch ein bisschen Selbstüberzeugung haben? Wo wir schon bei dummen Gedankensprüngen sind ... Es gab schon in meiner Zeit genug, die sich allein durch eine Person in die Verdammnis ziehen ließen ...

Eigentlich wollte ich doch nur plaudern ...

Zukunft ist offline

(Gegenwart:) Du bist immer so pessimistisch, liebe Vergangenheit. Glaubst du etwa wirklich, wir werden jemals so tief sinken wie du? Du bist vergangen, wie dein Name bereits verrät, und daher mach ich mir keinen Kopf darüber, dass da vielleicht so ein Wahnsinniger daherkommt und alle beherrschen will. Stell dir vor, der stellt sich ins Praterstadion und wirbt Leute an, die würden ihn ja allesamt auslachen, wenn nicht sogar mit Dingen bewerfen, lol.

Vergangenheit ist offline

(Gegenwart:) Leute? Wo seid ihr, wenn man euch braucht? Ich wollte doch nur ... Leute? Kommt schon, tut nicht so, als wärt ihr offline, ihr lest doch in Wirklichkeit doch eh alles mit, oder?

Zukunft, was wird jetzt aus mir? Ich wollte dich noch was fragen!

Vergangenheit? Ihr könnt nicht einfach gehen, sonst bin ich allein.

Zukunft ist online

(Zukunft:) Du Narr, glaubst auch, du weißt, was du tust.

Gegenwart ist offline

Zukunft ist offline

Agnes-Hannah Salzer | 15 Jahre | Schule: ORG 1, Hegelgasse 12

EQUILIBRIUM

von Michael Schmatzberger

Streifen ließ ich meinen Blick und Streifen warf das Licht durch die Ränder zerfranter, staubiger Stoffjalousien.

Wie leuchtende Wände zerteilten sie den Raum, reflektierten sich im gewaltigen, an der Rückwand des Raumes angebrachten Spiegel und erhellten alles in einem angenehmen Licht, doch warm war es nicht. Auch tanzten die Staubflocken einen eigentümlichen Tanz im Schein der Nachmittagssonne, doch die Luft war kühl und klar.

Dann wanderte ich mit meinen Blicken an den Lichtstrahlen entlang hin zur Mitte des Raumes. Dort stand der bestimmt wuchtigste Schreibtisch, den ich je gesehen hatte. Dunkle Eisenholzplatten, durchzogen von aufwendig eingearbeiteten Schwarznuß- und Vavonamaserelementen und dezent gesetzte weiße Marmorplatten ließen ihn wirken, als wären bereits ein paar Hundert Jahre spurlos an ihm vorbeigegangen. Eindeutig ein meisterlich gefertigtes Möbelstück. Dahinter ein exorbitanter, goldbeschlagener Sitz aus schwarzem Leder. Auf diesem saß sie. Sie, Miss Grey, die im Namen der Demokratie gewählte Repräsentantin der Weltregierung, Koryphäe unter den Exzentrikern dieser Welt, Idol der Zeit, Kunst und der gehobenen Kultur und, nicht zuletzt, eine der beeindruckendsten Persönlichkeiten des zweiundzwanzigsten Jahrhunderts.

Sie trug einen tadellos figurbetonend geschnittenen Anzug, welcher auf der einen Seite in reinem Weiß, auf der anderen komplett in Schwarz gehalten war. Die silbrig-eisblauen Haare streng zurückgebunden, saß sie da in diesem kolossalen Stuhl und wirkte doch nicht winzig oder gar verloren. Sie war Mitte des Raumes und relevante Präsenz zugleich. Gefeselt von dieser Szenerie verweilten meine Blicke ein wenig auf Miss Grey. Sie schien meine Musterung und auch mich nicht zu beachten, fuhr sie doch geschäftig mit einem goldenen Stift auf den vor sie hin projizierten Touchscreens herum, ohne auch nur kurz den Blick zu heben.

Sie wusste natürlich, dass ich bereits anwesend war. Doch ich hatte zu warten, jeder hatte das, ausnahmslos und unabhängig von Bildung, Stellung und Ruf und worauf man sich sonst noch etwas einbilden konnte.

Mit mäßigem, aber doch wachsendem Interesse musterte ich die gewaltigen Bücherregale, die zur Rechten und Linken die gesamten Wände einzunehmen schienen. In Sekundenbruchteilen begriff ich, dass hier die wohl wichtigsten Bücher der Weltliteratur nahezu vollständig vertreten waren. Welche davon Miss Grey wohl gelesen hatte? Sie wirkte nicht wie eine Person, die jemals Zeit für solcherlei hatte.

Begleitete es mich schon eine ganze Weile, unterbrach es mich doch erst jetzt im Flusse meiner Gedanken – das Ticken einer Uhr. Sie befand sich, etwas deplatziert wirkend, an der Decke. Die Pragmatik der Symbolik zu opfern, das konnte wirklich nur einer Exzentrikerin einfallen. Die Zeiger verkörperten die Schwingen eines Vogels und spielten damit wohl auf den Schriftsteller Jean de la Fontaine an.

Das Ticken der Uhr wirkte inszeniert, denn mit jedem Mal, wenn der Sekundenzeiger weiterrückte, war es, als würde er einem augenzwinkernd die Macht der Zeit in Erinnerung rufen.

Ich zweifelte nicht daran, genau das war beabsichtigt.

Ein dezentes Klopfen erfolgte an die Tür meiner Gedankenwelt, als ich bemerkte, dass Miss Grey mich ansah. Wie es schien, war schon seit einer ganzen Weile der Beobachter zum Objekt der Beobachtung geworden.

„Sie täten gut daran, Ihr Augenmerk weg von der Einrichtung meines Arbeitszimmers, hin zu den Beweggründen Ihres Kommens zu richten“, eröffnete sie in unbeschreiblich ausdruckslosem Ton das Gespräch.

Gekünstelt wedelte ich mit dem Arm und meinte entschuldigend: „Das tut mir leid, aber sie wissen doch, ich bin einer dieser Menschen, die es nicht lassen können, für eine gewisse Zeit ihre Prioritäten der spontanen Neugierde zu opfern, um aus der Aufnahme einer bestimmten Umgebung konstruktive Motivation und Inspiration zu schöpfen und ...“

„Verschonen Sie mich mit Ihrem vakanten Geschwätz, Mr. Black“, unterbrach sie mich trocken und warf mir einen säuerlichen Blick zu, den ich unbeeindruckt durch ein Einverständnis erklärendes Nicken an meiner Hutkrempe abgleiten ließ.

„Gut, dann lassen Sie uns anfangen.“

Es entstand eine kurze Pause, vergleichbar mit dem Einfangen eines Moments in Form einer viereckigen Zeitlosigkeit oder den Momenten nach Instellungbringen der Finger über den richtigen Tasten, bevor man anfängt, zu spielen.

Miss Grey begann:

„Langsam, aber sicher gibt es nichts mehr, was Menschen verpflichten würde, Fortschritt zu betreiben und voranzuschreiten. Früher fürchteten sich die Menschen vor dem Wald mit seinen Wölfen und Bären, dann vor der Versklavung, Pest und Guillotine und dann vor der Kraft der Atomwaffen und Kraftwerke, doch jetzt?

Jetzt gibt es fast nichts mehr zu fürchten.

Früher waren die Menschen neugierig. Zuerst wollten sie wissen, was hinter der nächsten Bergkette, dann, was auf der anderen Seite des Meeres, und dann, was auf den umliegenden Planeten zu finden ist, doch jetzt?

Jetzt gibt es fast nichts mehr, was es herauszufinden gilt.

Die Geschichte der Menschheit zu lang, sie zu lernen, die Musikstücke zu viele, sie zu hören, die Filme zu viele, sie zu sehen, die Möglichkeiten für Krankheitserreger, sich zu verändern und so unserem Körper noch schaden zu können, zu wenige, auch für unsere zugegebenermaßen komplexe Existenz. Alles ist zu viel oder zu wenig geworden. Wie geht es weiter, Mr. Black, wenn es nicht weitergeht?“

Es war nicht das erste Mal, dass diese Frage gestellt wurde, es schien sich bloß keine Lösung zu finden, mit der jeder Einzelne zufrieden wäre. „Vielleicht findet sich im Individualismus ein Weg in die Zukunft?“

schoß es mir plötzlich durch den Kopf. Ich wollte die Idee schon wieder verwerfen, als ich begriff, dass die Menschheit es sich leisten konnte. Sozialpädagogische Maßnahmen, die das Entstehen einer Anarchie präventiv verhindern würden, gab es bereits genug. Ebenso Ressourcen und erneuerbare Energiequellen. Ich beschloss, der Sache eine Chance zu geben, und formulierte in Gedanken eine entsprechende Erwiderung.

„Sie lassen eine, zumindest meiner Meinung nach, essenzielle Tatsache außer Acht, Miss Grey, in welcher vielleicht auch die Antwort auf Ihre Frage begründet liegt.

Das Individuum fängt nicht dort an, wo das Kollektiv aufgehört hat.

Diese simple Tatsache bestätigt sich in der begrenzten Aufnahmefähigkeit eines Menschen. Er weiß nur, woran er sich erinnert, was um ihn herum passiert und was er gelehrt bekommt. Selbst daraus pickt er sich unbewusst die subjektiv interessantesten Dinge.

Wüsste ein Mensch von jedem komponierten Lied, jedem geschriebenen Text, jedem gedrehten Film, jeder geführten Konversation und überhaupt jeder Person auf dieser Welt, gäbe es nichts mehr, was seine Neugierde, geschweige denn seine Begeisterung, wecken würde.

Und darin liegt der Schlüssel verborgen – der Grund, warum es keine Rolle spielt, wenn die Menschheit in ihrer Gesamtheit nichts wesentlich Neues über das Universum herausfindet. Jeder Einzelne macht einen eigenen, unabhängigen Entwicklungsprozess durch, der mit der Geburt beginnt und mit dem Tod endet. Sie müssen sich also irren, Miss Grey, weiter geht es immer.“

Mit diesen Worten erhob ich mich, nickte ihr freundlich zu und ging. Es blieb nichts mehr zu sagen.

Michael Schmatzberger | 16 Jahre | Schule: ORG 1, Hegelgasse 12

DAS WUNDER

von Sophie Steiner

Übergroße Liebe durchströmte mich, als ich auf ihn hinabblickte. Wunderschöne blaue Augen sahen mich verdutzt unter langen, blonden Wimpern an.

Es war das Schönste, was ich je in meinem Leben erblickt hatte. So rein und unschuldig war er, dass ich es beinahe nicht fassen konnte.

Eine Hand legte sich auf meine Schulter, ein zweiter Kopf schmiegte sich neben den meinen und blickte liebevoll in diese wunderschönen Augen.

Sie würden sich bald verfärben, würden von diesem hellen, klaren Blau zu einem verschleierten Grau werden. Oder zu einem satten Grün. Auch die Haare würden wachsen. Vielleicht würden sich kleine Locken um die Ohrläppchen kräuseln. Die Lippen würden von dem süßen Rosa zu einem blassen Beige wechseln. Und die Stupsnase, diese Stupsnase, die geradezu zum Anbeißen war, würde sich verändern und schon bald das Gesicht eines heranwachsenden Kindes zieren ...

Wie schnell doch die Zeit verging und wie bedeutend nur ein einzelner Moment sein konnte.

Ich musste schmunzeln, lachen, weinen, weil es so schön war. Versinken konnte ich in diesen Augen, die so tief wie das Meer und doch so jung wie der ewige Himmel waren. Als könnte man in die pure Unendlichkeit sehen, die ganze Wahrheit des Universums begreifen.

„Ich sehe dich“, schienen diese Augen zu sagen. „Ich weiß, wer du bist, denn ich kann genau in deine Seele sehen.“

Staunen nur konnte ich über dieses Gefühl der Seligkeit, das mich überrollte, mich ganz und gar einnahm, als hätte der Rest der Welt alle Wichtigkeit verloren.

Schweiß rann mir noch immer über die Stirn, während er an anderen

Körperstellen bereits erkaltet war und ich zu frieren begann.

So rein, so wahrhaftig, so unschuldig und doch schon dafür verantwortlich, dass ich unfassbare Schmerzen hinausschreien musste.

Ein Tränenschleier begann meine Augen zu trüben, bevor sich die salzige Flüssigkeit mit dem Schweiß vermischte und auf die Wange meines Kleinen platschte.

Blinzelnd sah dieser wieder zu mir auf.

„Was ist denn?“, schien er zu fragen. „Warum weinst du?“

„Weil ich jetzt dich habe“, dachte ich. „Weil ich so unglaublich glücklich bin. Aber ich habe auch Angst“, wollte ich entschuldigend hinzufügen. „Angst, was in der Zukunft wohl passieren wird. Du kannst es ja noch nicht wissen, aber die Welt da draußen ist nicht immer so, wie sie sein sollte.“ Lächelnd blickte ich auf dieses pausbäckige Engelsgesicht hinab und bestaunte die rosarote Haut, die noch ganz runzlig unter meinen Fingern war.

„Angst?“, verduzt sah mich das kleine Neugeborene an.

Traurig neigte ich den Kopf. Wie es wohl für mich gewesen war, als ich zum ersten Mal das stickige Krankenhaus verlassen und den klaren Himmel erblickt hatte? Ich konnte mich nicht mehr daran erinnern. „Carpe diem!“, hatte mir mein Vater von da an stets gesagt, und die Welt hatte mich mit all ihren Verlockungen und Gefahren empfangen. „Hatte ich Angst gekannt?“, fragte ich mich. Entfernt kam mir ein Bild meiner Kindheit in Erinnerung. Im Kindergarten wollte ich eines Tages einen Baum erklimmen, bis an die Spitze emporklettern, um die Welt von oben zu betrachten und mein höchstgesetztes Ziel zu erreichen. Mit einem Schmunzeln erinnerte ich mich an den Erfolg meines Vorhabens und auch an die andauernden Schmerzen danach, als ich mit einem „Rumps“ vom Baum fiel und mir meinen rechten Arm brach. Ja, nicht immer war das Leben gerecht, gnädig oder gar leicht, doch war es lebenswert?

Wieder blickten mich diese blauen Augen an.

Ich erinnerte mich an die erste Verliebtheit und an den Liebeskummer, der mich ein halbes Jahr dazu bewogen hatte, nur mehr Schokolade zu essen, an die erste wirklich wichtige Prüfung an der Universität, für die ich sogar den 18. Geburtstag meiner Schwester versäumt hatte, das erste Jobangebot, das natürlich nur unbezahlt und mit wagen Versprechungen verbunden war, die Beziehungsprobleme mit meiner großen Liebe, deren Urgründe ich vergebens versucht hatte zu verstehen, die Streitereien mit meiner unausstehlichen Chefin, den Tod meiner Großeltern, denen ich noch so gerne ihren ersten Urenkel in die Arme gelegt hätte ...

Ja, das Leben war nicht immer perfekt, aber es war der größte, schönste und höchste Baum, den man nur erklimmen konnte.

„Hast du noch immer Angst?“, kleine blaue Augen sahen mich an.

Hatte ich sie? „Nicht um mich, mein kleiner Engel, aber um dich schon“, antwortete ich ihm.

Warum wir uns wohl immer solche Sorgen um die Menschen machten, die wir am meisten liebten?

Obwohl wir doch gar nicht wussten, was in der Zukunft passieren würde, selbst über unsere eigene vermochten wir nichts zu sagen, konnten nur versuchen, in jedem einzelnen Moment diese mitzugestalten.

„Was wird aus dir einmal werden?“, wollte ich ihn fragen. „Wie kann ich keine Angst haben, mir keine Sorgen machen, wenn ich nicht weiß, was mit dir geschehen wird?“

Angeschrien hatte sie mich damals, meine liebe Mutter, als sie von meinem kleinen Abenteuer auf dem Baum erfuhr. „Was hast du dir dabei gedacht?“, hatte sie außer sich gerufen. Heute weiß ich, dass sie sich nur Sorgen um mich gemacht hatte, bekümmert darüber, dass ich die Schmerzen eines Bruches ertragen musste, und besorgt, was ich in der Zukunft wohl noch alles anstellen würde.

Weise sah mich das Neugeborene an. „Deswegen haben wir ja diesen Augenblick“, schien es zu sagen. „Deswegen müssen wir jeden Moment nutzen, den wir geschenkt bekommen, um ihn zusammen zu verbringen.“

„Ja, Kleines“, dachte ich, „Da hast du wahrscheinlich Recht. Aber weißt du, nicht immer schätzen wir diese Momente, die wir zusammen haben werden.“

Wieder sanken meine Gedanken zurück in die Vergangenheit ... Meine erste Party, mein erster Rausch, der erste Freund, mit dem mein Vater so gar nicht einverstanden gewesen war, all die Diskussionen mit meiner Mutter über die Notwendigkeit einer guten Note und die langen Verhandlungen über die Uhrzeiten, zu denen man wieder zu Hause sein musste.

Wieder schaute ich staunend auf den Säugling, der in meinen Armen ruhte.

Kinder konnten so lieb, herzig, neugierig und grausam sein. „Vielseitig ist das Leben“, dachte ich, „das uns mit jeder guten auch eine schlechte Eigenschaft schenkt, und doch liegt das Reinste, Wahrste und Unschuldigste im Ursprung.“

Nicht dass das Leben schlecht wäre, das Leben ist wundervoll. Nur egal wie sehr wir uns bemühen, gelangen wir trotzdem nie zu dem Punkt, an dem alles perfekt ist und wir vollkommen glücklich sein würden ... bis auf diesen einen, diesen einen Moment, in dem uns ein Blick in den Himmel gewährt wird.

Vielleicht ist es dieser eine Augenblick, der so vielen Menschen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gibt, denn wo sonst sollten wir unsere Utopie finden als in diesen blauen, reinen Augen, die nur mit einem Blick die Wahrheit der Welt zu erzählen scheinen?

Es war ein Wunder.

Sophie Steiner | 17 Jahre | Schule: Akademisches Gymnasium Wien

WERTEWANDEL ALS AUSWEG

von Dominik Stütz

Roland: Also, ich glaube, ich traue meinen Augen nicht!! Das kann ja wohl nicht wahr sein! Hast du diesen Brief auch gelesen, Schatz?

Maria: Was?

(Roland) (Personenangaben nicht mehr lesen) Ob du diesen Brief auch gelesen hast?

Maria: Welchen Brief?

Roland: Den, der heute in der Früh gekommen ist.

Maria: Nein, den hast ja du aufgemacht.

Roland: Eine bodenlose Frechheit, was sich die erlauben!

Maria: Was erlaubt sich denn wer?

Roland: Eine Frechheit, eine einzige Frechheit, das ist es, was sie sich erlauben! Ich hätte nie gedacht, dass ich so etwas lesen muss! Habe ich nicht von Anfang an gesagt, dass sie das noch bereuen werden?!

Maria: Jetzt sag halt endlich, um was es geht!

Roland: JA – ich war immer ein Gegner! Wenn die doch bloß verreckt wären!!

Maria: Also bitte, ja! Jetzt beherrsche dich mal! Wenn das wer hört.

Roland: Wenn das wer hört, wenn das wer hört! Ich hab das ewige „Wenn das wer hört“ schon so was von satt!

Maria: Roland! Ich bitte dich. Beherrsche dich jetzt. Du hast doch gestern selbst noch gesagt, dass der neue Nachbar ...

Roland: ... der neue Nachbar kann mich mal!! Ich bin hier und ...

Maria: Roland! Wenn du nicht sofort den Mund hältst, dann –

Roland: Dann was? Ich bin hier und ich bin frei und ich kann sagen, was ich will, und das tue ich auch!

Maria: Nein, Roland, das kannst du nicht mehr. Schau dich doch mal um. Die Maiers von nebenan, mit denen du dich so oft zum Diskutieren getroffen hast. Und die Steiningers vom 2. Stock, die immer die Pinnwand im Hauseingang mit Aufrufen behängt haben. Wo sind die? Und wer war immer der Dritte im Bund? – DU!

Roland: Zum Henker mit dem neuen Nachbarn.

Das Gespräch so zu einem Ende geführt, zog sich seine Frau zurück, um das Mittagessen vorzubereiten. Roland ging aus dem Schlafzimmer, schlurfte den Gang entlang, bis er im Wohnzimmer stand. Dort bewegte er sich zu seinem Lieblingssessel: ein mit grün gefärbtem Leder überzogener Armsessel, dem man seine lange Verwendung an jeder Stelle ansah. Vorsichtig und bedächtig senkte er sich in den Sessel hinab, schlug die Beine übereinander. Dann begann er nachzudenken.

Wann hatte das alles noch einmal begonnen? Ich hatte gedacht, dass sich diese ganzen Geschehnisse so in mein Gedächtnis eingegraben haben, dass ich sie nie vergessen würde! Und jetzt? Das kann ja nicht wahr sein, ich werde mich doch noch ... Ah ja, genau! 2101, also vor genau – äähm – 32 Jahren, haben sie das Projekt gestartet. An die Zustände damals kann ich mich allerdings noch sehr gut erinnern – ich habe die ja noch hautnah miterlebt! Die Überbevölkerung ist damals so richtig bemerkbar geworden, man konnte nicht mehr genug Essen produzieren. Nicht einmal ich wurde satt, obwohl wir damals finanziell noch gut aufgestellt waren. Alles dank dieser dummen Essensmarken. Aber zu meinem Glück gab es doch den einen oder anderen Beamten, der mir hin und wieder gegen ein kleines Trinkgeld die Ration eines anderen dazugab. Nicht nur das Essen war knapp, auch in jedem anderen Bereich mussten wir Begrenztheit erfahren: Ressourcen – waren fast alle aufgebraucht. Wasser wurde auf einmal wirklich wertvoll, Öl war nun

tatsächlich unleistbares „Schwarzes Gold“. Das Autofahren musste ich dann ja auch aufgeben, wirklich ärgerlich. Wieso haben die auch nicht rechtzeitig irgendwas entwickelt, das uns das Öl ersetzen konnte?! Das war ja wohl vorherzusehen, dass so was kommen muss! Daran war natürlich die Wirtschaft schuld – aber die ist sowieso für alles verantwortlich. Lauter Verbrecher!

Vor diesem Hintergrund war es natürlich klar, dass sich die reichen Nationen zusammaten und das Projekt starteten, einen anderen Planeten bewohnbar zu machen. Ich, ich bin dem ja immer kritisch gegenübergestanden! Aber alle anderen haben es bejubelt. Bejubelt. Lauter Unwissende. Leider hatten sie auch Erfolg und es gelang ihnen tatsächlich, einen passenden Planeten zu finden und sogar die Lebensbedingungen an die der Erde anzupassen. Und das Vorherzusehende ist passiert – alle Forschung konzentrierte sich auf den neuen Planeten. Und die Zustände hier? Die haben sich noch rascher verschlimmert, aber trotzdem haben alle gejubelt. Gejubelt. Tatsächlich.

Ein „Kommst du essen, Schatz?“ riss Roland aus seinen Gedanken und veranlasste ihn, sich von seinem grünen Armsessel zu erheben: „Jaja, in drei Minuten.“

Ich wette, heute gibt es wieder Kartoffelsuppe – wässrige Kartoffelsuppe.

Jetzt hat sie mich rausgebracht – wo war ich gerade? Ah ja, genau, die Leute haben gejubelt. Noch. Als sie dann auf einmal den Bau von Städten auf dem neuen Planeten abrupt stoppten, wurden die Ersten stutzig, denke ich. Aber da war es ja eh schon viel zu spät. Nur ein paar Tage danach kam es zu einer Flucht von der Erde. Doch nur wenigen Zehntausend war es möglich, die Erde zu verlassen. Wer weder die Kontakte besaß noch eine angesehene Führungsposition innehatte, musste sich das sündhaft teure Ticket kaufen. Was heißt „sündhaft teuer“? – Unbezahlbar war das! Selektion, was soll man sagen? Wollten sich nicht gleich den nächsten Planeten verdrecken und vollstopfen lassen. Da haben sie dann geschaut, die ganzen Leute, die auf der Erde bleiben mussten. Und da haben die Letzten erst aufgehört zu jubeln – diese Unwissenden! ...

Hm ... Und ich musste auch dableiben. Ich wusste damals schon genau, in welche Richtung es gehen würde. Diktatur auf der Erde, mit den Herrschern, die auf dem neuen Planeten sitzen. Verlust der Meinungsfreiheit. Abwälzen der gesamten Arbeit und des gesamten Schmutzes auf die Erde. Aber dass sie das so schnell umsetzen, hätte ich nicht gedacht. Meine Generation – wir haben ja noch die Freiheit von vorher gekannt, wie konnten sie erwarten, dass die Leute da mitspielen? Aber sie haben mitgespielt, die Unwissenden! Manipulation, Zensur, bewusste Falschinformation – die ganze Palette. Und die Leute haben alles geglaubt. Und jetzt hängt diese riesige „Elite“ wie ein tonnenschwerer Kloß an unserem Bein, ja, behindert unsere Bewegung und leibt sich ein, was wir erzeugen und leisten. Beansprucht es einfach für sich. Schmarotzer.

„Roland, jetzt komm endlich! Ich warte schon!“ Langsam erhob er sich aus seinem grünen, lederbezogenen Armsessel und schlurfte in die Küche. Seine Frau saß am bereits gedeckten Tisch. Roland ließ sich auf dem Holzstuhl vis-à-vis nieder. Es gab Kartoffelsuppe – wässrige Kartoffelsuppe.

Während Roland vorsichtig die heiße Suppe zu löffeln begann, fragte seine Frau vorsichtig: „Was stand denn jetzt in dem Brief?“

Roland: Dem Brief?

Maria: Der der heute gekommen ist in der Früh.

Roland: Oh. Er war von der Behörde. Weil unserer Elite da oben das Großziehen von Kindern zu unbequem ist, verzichten sie ganz einfach darauf. Und jetzt wollen sie die Jugendlichen von der Erde, um ihren Fortbestand zu sichern. Die Jugendlichen, die Schüler – die besten Schüler.

Maria: Also wollen sie auch unseren Gregor?

Roland: Ja.

Maria: Das war vorherzusehen.

Roland: Aber Maria, wie kannst du so sprechen? Sie wollen uns Gregor, unseren Sohn, wegnehmen!

Maria: Ja glaubst du, mich freut das etwa?! Denkst du ich bin froh darüber?! Gregor ist der Mittelpunkt meines Lebens! Doch – indem ich ihn gehen lasse, tue ich nur das Beste für ihn! Nur für ihn lasse ich ihn gehen.

Roland: Was soll das heißen? Nur für ihn lässt du ihn gehen?

Maria: Wenn wir ihn hierbehalten oder ihn verstecken, dann sind wir alle drei dran. Dann ist uns nicht, aber vor allem auch ihm nicht geholfen.

Roland: Aber wenn ich zusehe, wie mein Sohn entführt wird, bin ich doch ein Verräter!

Maria: Nein, dann bist du kein Verräter! Das würde zeigen, dass dir das Wohl deines Sohnes wichtiger ist als deine Vorstellungen.

Roland: Das Wohl Gregors ist mir wichtig!

Maria: Aber nicht so wichtig wie deine Überlegungen. Du willst ihn ja nur nicht hergeben, weil wir dann keinen Sohn mehr haben, der uns versorgen kann, wenn wir alt sind. Du bist ein Egoist!

Roland: Also bitte, ja! Das ist nicht der Grund, warum ich Gregor behalten möchte!

Maria: Wenn Gregor jetzt diese Chance ergreift, wird er in Zukunft in Reichtum, Glück und Zufriedenheit baden können. Aber was würde ihn erwarten, wenn er hierbliebe? Tagtäglich ein harter Kampf ums Überleben, Gewalt, Verbrechen und Ungerechtigkeit. Möchtest du ihm nicht eine blühendere Zukunft ermöglichen?

Roland: Bist du sicher, dass Gregor da oben all das bekommen wird, wovon du schwärmst?

Maria: Aber natürlich! Ich bin sicher, dass er erfolgreich sein wird!

Roland: Denkst du, hat er dann genug Einfluss, dass ...

Maria: ... dass was, Roland?

Roland: ... dass ... dass auch wir davon profitieren können?

Maria: Wenn du so denkst ...

Roland: Stell dir vor, ich würde auch da oben sitzen! Dann müsste ich nie mehr arbeiten, mich nie geistig oder gar körperlich anstrengen, müsste nie hungrig sein! Stattdessen könnte ich den ganzen Tag in Muße verbringen und müsste nur Vergnügungen nachgehen. Das kann man ein Leben nennen! Ja! Ja, das hätte etwas für sich, dort oben zu leben!

Maria: Ich meine ...

Roland: Ich meine auch. Maria! Ich werde unterzeichnen!

Dominik Stütz | 16 Jahre | Schule: Schottengymnasium Wien

DANKSAGUNG

Wir danken allen, die uns beim ersten Wiener City Literaturwettbewerb unterstützt haben. Ursula Stenzel ist zuerst zu nennen. Sie hat die Initiative ergriffen, Impulse gesetzt und den Wettbewerb mit aller Kraft in jeder Phase begleitet und unterstützt. Für das Ehrengeschichtskomitee konnten wir Christian Konrad, Bernhard Fetz, Heidi Schrodtr und die Direktorinnen und Direktoren aller acht höheren Schulen der Wiener Innenstadt gewinnen. Außerordentlicher Dank gilt den Mitgliedern der Jury, Anna Braendle, Stephan Eibel Erzberg, Erwin Greiner, Eva Holzmann, Karin Ivancsics, Felix Lang, Vanja Radenovic, Sandra Schüddekopf und Peter Paul Wildner, die die Texte mit außerordentlicher Sorgfalt beurteilt haben. Den Schauspielerinnen und Schauspielern Babett Arens, Andrea Clausen, Dorothee Hartinger, Alexandra Henkel, Markus Hering, Daniel Jesch, Sona MacDonald, Jürgen Maurer, Markus Meyer und Cornelius Obonya danken wir für den Enthusiasmus, mit dem sie sich der Texte der jungen Leute angenommen haben und Konstanze Breitebner für ihre stimmungsvolle Moderation des Finales im Kasino des Burgtheaters. Wir bedanken uns beim hochmotivierten Team für die professionelle Durchführung des Wettbewerbs, allen voran Franz Themel, Margit Riepl und Christian Hoppe, aber auch Ursula Baumgartl, Anna Braendle, Emil Theodor Höher, Marlies Riepl, Sonja Breiteneker, Christoph Nemetz und Roman Picha.

Ganz herzlich danken wir unseren Partnern, die den Wiener City Literaturwettbewerb erst ermöglicht haben (in alphabetischer Reihenfolge):

Burgtheater	Milka
Café Landtmann	Plachutta
Erste Bank	Porr
Ferdinand Porsche Fern FH	Schlumberger
Buchhandlung Frick	Stadtschulrat für Wien
Hotel Lamée	Swarovski
Hotel Topazz	Thalia
ITS BILLA Reisen	Vienna Business School
JP Immobilien	Webster University
Kohlmarkt Komitee	Weingut Lenikus
Kulturkommission Wien 1	Wiener Städtische
Merkur	Zum Schwarzen Kameel

Schließlich gilt unser ganz besonderer Dank Karl Blüml, aufgrund dessen Initiative dieses Buch ermöglicht wurde, und dem Stadtschulrat für Wien sowie der Kulturkommission Wien 1 für die Unterstützung bei der Umsetzung.

Informationen zum Wiener City Literaturwettbewerb
und zur Teilnahme gibt es unter:

www.city-festivals.at



Der Wiener City Literaturwettbewerb fördert schreib- und literaturinteressierte Schülerinnen und Schüler. 2012 als Pilotprojekt im Ersten Wiener Bezirk gestartet, wird bereits ab 2013 eine Kooperation mit weiteren Schulen und eine Teilnahme für Schülerinnen und Schüler aus ganz Wien möglich sein.

Das Thema 2012 lautete „Utopia – Wege in die Zukunft“. Aus den eingereichten Texten wurden 20 Halbfinalistinnen und -finalisten ausgewählt. Diese erarbeiteten in Literaturworkshops unter der Leitung des Schriftstellers Christoph Braendle weitere Prosatexte. Bekannte Schauspielerinnen und Schauspieler präsentierten die Werke der jungen Autorinnen und Autoren in öffentlichen Lesungen. Beim Finale der besten zehn Texte kürte eine Fachjury im Kasino des Burgtheaters den Siegertext von Jana Podbelsek.

Die Finalistinnen und Finalisten
des ersten Wiener City Literaturwettbewerbes:

FRANZISKA DIENSTL

JANA PODBELSEK

FABIAN DIETRICH

AGNES-HANNAH SALZER

VALERIE KLOSS

MICHAEL SCHMATZBERGER

ANNA LEA

SOPHIE STEINER

HEIDI OBERMEYER

DOMINIK STÜTZ